

8 Materialität von Situationen veranstalteter Partizipation

In diesem Kapitel stehen die Situationen veranstalteter Partizipation hinsichtlich deren Materialität im Fokus. Mit der Frage nach der Materialität ist einerseits gemeint, wie Ordnung mittels materieller Praktiken hervorgebracht, stabilisiert und aber auch irritiert und transformiert wird. Dabei ist die Situation, wie beschrieben, eine professionell gesteuerte Situation, die einer spezifischen materiellen Inszenierung folgt. Relevant ist also die Frage, wie die der Situation vorgängigen inhaltlichen und methodischen Erwägungen die Praxis bezüglich Raumgestaltung, Moderationsmaterialien oder Dokumentation mitgestalten. Dabei wird davon ausgegangen, dass die materiellen Gestaltungsmerkmale eine starke performative Wirkung auf die Situationen haben (vgl. u.a. Hillebrandt 2002). Die Materialität verleiht der Ordnung des Feldes seine Gültigkeit und Bedeutung im Sinne eines »Modus lokaler Praktiken« (Fegter et al. 2015: 13). Es wird herausgearbeitet, wie die »materiellen Partizipanden des Tuns« (Hirschauer 2004) erschaffen, bearbeitet und genutzt werden und so die Praxis von Situationen veranstalteter Partizipation maßgeblich mit hervorbringen. Sie sind damit keine »außersoziale, quasi natürliche Bedingungen der Praxis« (Hillebrandt 2016: 74). Damit verbunden ist die Frage nach der wechselseitigen Hervorbringung von Materialität und Subjekt, etwa indem die »via Sozialität erzwungene, disziplinierende Anordnung der Körper im Raum« (ebd.: 74) beobachtet werden kann. Es wird z.B. relevant, wo sich wer im Veranstaltungssaal einer Dialogwerkstatt zur Verkehrsplanung platziert – eher hinten oder eher vorn? Und wozu werden die Körper der Anwesenden »gebracht«? Worauf ist deren Blick gerichtet? Und inwiefern nimmt die Präsenz bestimmter Materialitäten im Raum Einfluss auf den weiteren Verlauf der Praxis? Dabei wird immer wieder auch eine machtanalytische Perspektive eingenommen und gefragt, welche Effekte die Bündel von Praktiken auf die Möglichkeiten der Artikulation und Repräsentation der Alltagsakteur_innen haben, die in den asymmetrischen Raum veranstalteter Partizipation eintreten.

Wenn man voraussetzt, dass stets eine inhaltliche Frage, ein Problem, ein spezifischer Gegenstand, eine Idee im Fokus veranstalteter Partizipation stehen, so kann man sagen, dass der Raum der Praxis dazu dient, dieses inhaltliche Zentrum zu

bearbeiten. Der Raum ist thematisch, lokal und zeitlich gebunden: Partizipation wird hier im Sinne einer punktuellen Situation inszeniert. Die Totalität des Raumes – hier und jetzt findet die Auseinandersetzung zum Thema statt – materialisiert Partizipationspraxis *in situ* und *in actu*. Die Materialität der Arena bezeugt, wie die Teilnehmenden durch die Situation geführt werden, welche Informationen sie erhalten und welche Vorkehrungen getroffen werden, damit sie sich einbringen können. Situationen veranstalteter Partizipation sind also auch Orte der Realisierung vorgängiger pädagogischer Erwägungen. Selbst eine planlos wirkende Veranstaltung ist doch im Kern eine gewollte und gestaltete Inszenierung. Die Situationen können als Orte der materiell vermittelten Pädagogisierung von Partizipation verstanden werden, die mit Verfahrensförmigkeit und methodischen Strukturierungen einhergehen. Dies zeigt sich besonders im Ringen, mittels niedrigschwelliger Methoden noch breitere Bevölkerungsgruppen für Partizipation aufzuschließen und insbesondere marginalisierte Bewohner_innen zu erreichen (siehe dazu auch Abschnitt 8.2.1 »Synchronisierung von Inhalt und Form: Zur Pädagogisierung von Partizipation«).

Die methodisch durchdachte Inszenierung nimmt verschiedene Ausformungen an. Zwischen frontaler Veranstaltung und dezentralen Formen, zwischen materieller Fülle und materieller Enthaltsamkeit, zwischen Moderationsmethode und Audienzformat lässt sich die Praxis als ein Experimentierfeld beschreiben. Die professionellen Akteur_innen balancieren dabei nicht nur die Herausforderungen inhaltlicher Art, sondern auch die Erwägungen zum *Wie* des Prozesses. Im asymmetrischen Raum der Arena sind die Möglichkeiten, auf den Partizipationsgegenstand und die methodische Gestaltung Einfluss zu nehmen, jedoch ungleich verteilt. Abhängig von der sozialen Position und Rolle der verschiedenen Akteur_innen in der Situation wird die inhaltliche und methodische Inszenierung unterschiedlich bewertet. So kann eine aus professioneller Perspektive als besonders partizipativ eingeschätzte Methode vonseiten der Alltagsakteur_innen als machtförmiger Ansatz abgelehnt werden. So entstehen ambivalente Spannungsverhältnisse, die im Folgenden anhand empirischer Situationsbeschreibungen analytisch aufgeschlossen werden.

8.1 Raum und Wirkung/Raumgestaltung

8.1.1 Die Irritation der Ordnung als aufschlussreiche Quelle

Manchmal wird eine Ordnung erst wahrnehmbar, wenn sie gestört wird. Im Folgenden wird das Beispiel einer Veranstaltung zum Thema Wohnen und Sanierungsarbeiten im Stadtteil vorgestellt. Wie bei Situationen veranstalteter Partizipation typisch, platzieren sich die organisatorisch und institutionell involvierten Akteur_in-

nen räumlich gesehen vorn in der Nähe der Leinwand. Hinten sitzen eher die abwartenden, skeptischen, flüchtig interessierten, leise beobachtenden Bewohner_innen des Stadtteils, mithin die Betroffenen der Planungen. Eine Frau im Alter von etwa sechzig Jahren jedoch befolgt diese implizite Regel nicht und sie hält sich auch nicht an eine weitere Regel: Sie bewegt sich – entgegen der Regel, bei frontal ausgerichteten Veranstaltungen die eigene räumliche Position nicht zu verlassen – während der zwei Stunden mehrmals durch den Raum. Sie steht von ihrem Platz in der ersten Reihe auf und geht in den Seitenraum, um sich die zur Veranstaltung gehörigen Pläne, die dort ausgestellt stehen, anzuschauen. Später sitzt sie mittig im Saal, dreht sich um und versucht Blickkontakt mit der Frau aufzunehmen, mit der sie gekommen ist. Dann bewegt sie sich durch den Saal in Richtung der letzten Reihe, wo ihre Bekannten sitzen und sich unterhalten, und sagt in einer für mich auch mit einiger Entfernung verständlichen Lautstärke »Na Ihr Kaffeetanten?« (Beobachtungsprotokoll »Wohnen«, Z. 935f.). Es macht Spaß, ihr zuzuschauen. Sie scheint überhaupt kein Problem damit zu haben, hineinzusprechen und die implizite Aufforderung, still am Platz zu bleiben, eben nicht zu befolgen. Gleichzeitig weist sie auf einiges hin. Sie beansprucht, überall im Publikum sein zu können: vorn, in der Mitte, hinten, außen. Sie zeigt an, wie sie sich zur Veranstaltung in Beziehung setzt: Sie macht nicht so mit, wie sie »sollte«. Ihr Eigensinn sagt nicht nur etwas aus über die Ordnung der Situation, sondern ist analytischer Anzeiger für Definitionskämpfe und Widerstände, worauf später noch zu kommen sein wird. Die anderen Anwesenden können die Frau zwar sehen, schenken ihr jedoch – bis auf ihre Bekannten – kaum merklich Aufmerksamkeit. Während sie die Grenzen der Ordnung bearbeitet bzw. überschreitet, halten andere an ihr fest.

Interessant ist dieses Beispiel, weil durch die Irritation der Ordnung eben jene räumliche Ordnung stärker zu Bewusstsein tritt. Der ethnografische Zugang ermöglicht, die Ordnung und Struktur sozialer Arenen mehrperspektivisch und situiert einfangen zu können. Praktiken sind öffentlich, soweit sie beobachtbar sind. Das Feld leistet von sich aus bereits »Öffentlichkeitsarbeit« und transportiert Bedeutungen und Wissen, die im Rahmen ethnografischer Arbeit vom Forscher_innen-subjekt eingefangen werden können.

8.1.2 Klassiker der Raumgestaltung veranstalteter Partizipation

Die Herstellung von Ordnung durch Raumgestaltung soll im Folgenden vertieft beleuchtet werden. Für die oben bereits beschriebene Veranstaltung zum Thema Wohnen und Sanierung im Stadtteil einer deutschen Großstadt wird eine im Stadtteil gelegene Kirche als Austragungsort gewählt.

Ich betrete die Kirche vom hinteren Bereich des Mittelschiffes aus. Die Veranstaltung hat vor etwa 15 Minuten offiziell begonnen. Ich sehe, dass ein Mann am

Mikrofon spricht und auf der Leinwand Karten des Wohngebietes mit eingezeichneten Kreisen und verschiedenfarbigen Feldern gezeigt werden. Die Stuhlreihen sind luftig gefüllt. Ganz hinten außerhalb der Stuhlreihen auf einer Bank an der Außenmauer sitzt ein Mann Ende dreißig mit Jeans und Winterjacke und verfolgt von Ferne die Veranstaltung. In der Nähe auf einem Tisch sitzt eine Frau, dick eingepackt in Jacke und Schal, etwa Mitte dreißig, die einen Kinderwagen hin und her rollt und in Richtung Leinwand schaut. Es ist kalt in der Kirche. Der sakrale Bau ist sehr hell, weiß getünchte Mauern und Bögen, ein hohes Kreuzgewölbe, verzierte Säulen, bunte riesige Kirchenfenster in der Höhe. Viel warmes Licht strahlt in das Kirchenschiff. Im Seitenschiff stehen etwa zehn Schautafeln mit Plänen und Grafiken zum Planungsgebiet nebeneinander als eine Art Ausstellung. Moderne Spots beleuchten die Tafeln. Eine durchgehende Glaswand mit Türen grenzt das Seitenschiff vom Mittelschiff ab. Stühle, die leicht zu bewegen sind, stehen in Reihen, es gibt einen Mittelgang und die Möglichkeit, außen entlang zu laufen. Vor dem Altar steht eine Leinwand, auf der eine Powerpoint-Folie zu sehen ist. Die Leinwand wurde direkt vor das Taufbecken aus weißem Marmor gestellt, sodass das Becken und die Hände der Figur, die das Taufbecken zu halten scheint, unter der Leinwand hervorlugen. Der Rest der Statue muss fast die Leinwand von der Rückseite berühren. Im Mittelgang ist die Technik aufgebaut. Vor einem Laptop und einem Mischpult sitzt ein Mann um die fünfzig. Auf dem Laptop ist eine kleine Version der Powerpoint-Präsentation zu sehen. (Beobachtungsprotokoll »Wohnen«: Z. 31–52)

Orte veranstalteter Partizipationspraxis sind häufig temporäre Räume »vor Ort«, d.h. sie entstehen in jenem Stadtteil, wo z.B. die von Planungen Betroffenen oder die zur Aktivierung aufgerufenen Bewohner_innen sich aufhalten. Austragungs-orte sind häufig öffentliche Gebäude, die Platz für die Veranstaltung bieten, wie Freizeitzentren, Schulen, Verwaltungsräume, Veranstaltungssäle – oder eben Kirchen. Pinnwände oder Flipcharts werden vor Ort zur Verfügung gestellt oder mitgebracht. Moderationsmaterialien warten auf einem Tisch oder in einem Koffer darauf, benutzt zu werden. Häufig stehen Leinwand und Beamer bereit und auf dem Startbildschirm der Präsentation sind eine Überschrift, ein paar Logos und vielleicht ein Foto zu sehen, das zum Beteiligungsgegenstand passt. Etwas seitlich oder hinten im Raum stehen – nicht immer – Getränke, also Wasser, Kaffee, Tee und vielleicht ein paar Snacks oder Kekse zur Selbstbedienung zur Verfügung. Mit zunehmender Relevanz für die kommunale Planung und mit steigendem Budget für die Durchführung kann auch ein Buffet mit Fingerfood bereitstehen.

Der Raum ist meist bestuhlt, vielleicht mit einer Reihenbestuhlung, die leicht halbkreisförmig das *Vorn* umringt und damit das optische Zentrum der Veranstaltung markiert. Die Blicke der Anwesenden zentrieren sich so auf das, was dort passiert. Die Anordnung der Körper im Raum reproduziert diese symbolische Ordnung immer wieder. Indem über Sitzordnungen etwa Blickrichtungen und Blickzentren

geschaffen werden, werden die in diesem Setting sich befindlichen Körper so angeordnet, dass sie zwar gut zuhören, aber wenig miteinander sprechen können. Die Raumgestaltung ist damit eher konsumorientiert. Als Akteurin und Forscherin spüre ich beim Platznehmen und Sitzen häufig ein körperliches Unbehagen. Insbesondere, wenn die Sitzdauer ein für mich erträgliches Maß überschreitet, schränkt die Inszenierung die Bewegungsfreiheit unangenehm ein. Doch die Teilnehmenden müssten die Grenzen der Ordnung erst umgehen, irritieren oder sprengen, um die Sitzdauer zu verkürzen. Denn es sind in der Regel die Prozessmoderator_innen, die den zeitlichen Ablauf und die konzertierte Nutzung der Dinge im Raum dirigieren. Paradoxerweise wird die Situation, in der es dem Anspruch nach um Partizipation und Dialog geht, häufig erst einmal zum Ort der Disziplinierung der Körper zum Konsum von Informationen. Ein Ausschnitt aus einem anderen Beobachtungsprotokoll soll im Folgenden ermöglichen, exemplarisch nachzuspüren, wie disziplinierend es wirken kann, wenn ein Akteur mit Fachexpertise gebeten wird, etwas zum Thema zu erzählen, und die Teilnehmenden im Raum aufgerufen sind, dem Geschehen zu folgen.

Zwischendurch meint er: »Auch hier – ich hab nur zwanzig Minuten Zeit, daher schlagwortartig«. Alle hören zu, jedenfalls schauen alle nach vorn. Eine Frau in signalfarbenem orangenem T-Shirt, auf dem der Name ihrer Initiative steht, begleitet einen kleinen Jungen hinaus, vorbei am präsentierenden Experten. Bis auf die beiden und hier und dort noch hineinkommende Besucher_innen bewegt sich niemand. An den Gesichtern lässt sich schwerlich eine Gefühlsregung absehen. Ab und zu ein leichtes Nicken an einigen Punkten der Folie. Ihre Blicke sind nach vorn gerichtet. Die Powerpoint-Präsentation beinhaltet auch einige Grafiken. Er stellt gerade die »Leitplanke Beteiligung«, eine von vier Säulen der Verkehrsentwicklung, anhand einer Folie vor. Nach dem Motto »Planung als Prozess« gehe es darum, in »acht komplexen Handlungsfeldern« Maßnahmenpakete zu entwickeln. Alles läuft zusammen in einer integrierten Verkehrsentwicklungsplanung. Die Schulstühle sind unbequem und lassen sich nicht verschieben, da sie in einer Reihe ineinander gehakt und damit verbunden sind. »Lassen Sie mich noch anderthalb Folien Fazit zeigen.« [...] Eine Frau mit Fleecepullover, Bauchtasche und Kurzhaarfrisur um die sechzig sitzt mit verschränkten Armen auf ihrem Stuhl und blickt stoisch. Ab und zu gehen ihre Augenbrauen leicht hoch – ich weiß nicht, ob sie sich langweilt oder ungeduldig ist oder beides. Neben ihr sitzt ein Mann etwa gleichen Alters. Auch er hat die Arme verschränkt. Sinngemäß ist ihre Wirkung »Wann ist es endlich vorbei?« (Beobachtungsprotokoll »Vision«: Z. 44–79)

Die Stühle, auf denen gegessen wird, und die Präsentationen, die angeschaut werden sollen, sind in gewisser Weise die anfängliche Belastungsprobe für die Anwesenden. Das Durchhalten gilt als Eintrittskarte in den Raum der Diskussion, der erst nach dem obligatorischen Informationsteil erfolgt. Die Stühle und die Präsen-

tationstechnik werden zu Kompliz_innen der Vorstrukturierung der Situation. Das Beispiel zeigt jedoch auch die zeitliche Strukturierung der Situation: der Experte hat nur eine begrenzte Zeitspanne zur Verfügung und presst gewissermaßen alles, was er vorbereitet hat, in diesen engen Slot.

Das Design der Veranstaltung ist entlang des Anlasses konzipiert: Insbesondere bei Veranstaltungen zu Planungsprozessen stehen die mit dem Planungsprozess verbundenen Themenfelder und Prozessschritte im Zentrum. Das heißt es gibt Planentwürfe und Visualisierungen (z.B.) auf Pinnwänden oder auf der Leinwand. Wenn mittels Moderationskarten Probleme, Ideen, Einwände, Anmerkungen usw. gesammelt werden sollen, so beziehen sich diese in erster Linie auf den Planungsgegenstand. So bringt die Materialität vor Ort mit hervor, dass die Interessen der Planungsakteur_innen als zu berücksichtigend (sprichwörtlich) im Raum stehen. Die materielle Inszenierung geht so mit Praktiken der Geltendmachung professioneller Expertise einher.

Diejenigen, die nicht zu jenen zählen, die eine solche Veranstaltung ausrichten, sind niemals die ersten im Raum – immer sind vor ihnen schon die Akteur_innen da, die sich für die Veranstaltung verantwortlich sehen. Ein Setting wird präsentiert, es ist nicht beliebig und in der Regel nicht ad-hoc gestaltet. Die Teilnehmenden, die auf die vorstrukturierte Situation treffen, nehmen eine ihrer sozialen Positionierung entsprechende räumliche Positionierung ein, wenn sie die Ordnung nicht stören wollen. Das bedeutet konkret, dass insbesondere die professionell eingebundenen Akteur_innen oder gezielt eingeladene Interessenvertreter_innen vorn im Raum nahe bei der Leinwand, dem Podium oder dem Ort der Moderation sitzen, wohingegen mit zunehmendem räumlichen Abstand die Anbindung an die Organisator_innen der Veranstaltungen abzunehmen bzw. die kritische Distanz zur Veranstaltung zuzunehmen scheint. Mit anderen Worten – die compliance zur Inszenierung scheint größer, je weiter vorn die Positionierung gewählt wird.

In intermediären Formaten wie World Cafés oder Dialog-Foren wird wiederum durch die Dezentrierung der Situation eine andere Ausrichtung der Körper zueinander geschaffen. Auch hier kann es komplexe materielle Inszenierungen geben, die mit den methodischen Erwägungen der Organisator_innen in eins gehen. Im Weiteren erfolgt ein Einblick in eine besonders aufwendige Raumgestaltung. Es ist das intermediäre Format einer Stadtteilkonferenz und findet an einem Samstagvormittag am Ort Hochschule statt. Die Veranstaltung soll jedoch laut Veranstalter_innen dezidiert keinen Konferenzcharakter, sondern eher Werkstattcharakter tragen. Sie wird von einem lokalen Verein, der Prozesse zivilgesellschaftlicher Selbstorganisation befördert, in Zusammenarbeit mit Akteur_innen aus Jugendarbeit, Hochschule, Stadtteil-Interessenvertretung, Lokalpolitik und Verwaltung ausgerichtet. Der Ausschnitt setzt noch in der Aufbauphase der Veranstaltung ein und zeigt die Komplexität der materiellen Inszenierung.

Geschirr und Brötchenkörbe werden getragen, große Kaffeekannen zur Frühstückstafel ins Freie gebracht. Die Stimmung ist heiter und entspannt. Es scheint noch einiges zu tun zu geben. Ich sehe an einer Pinnwand einen kindgerechten Stadtplan hängen – groß und bunt im A0-Format. Darüber bunte Papierstreifen auf denen sinngemäß steht: »Eure Meinung zählt«. In der Nähe der Pinnwand steht ein Tisch mit Bänken, darauf sind Filzstifte in vielen Farben, Papier, beschreibbare Namensaufkleber (»Hello my name is...« in den Farben des Kinder- und Jugendbeteiligungsprojektes). Hier ist der Ort, an dem später die Kinder und Jugendlichen aus dem Stadtteil befragt werden sollen. Es soll eine Stadteilrallye geben. Noch sehe ich kein Kind auf dem Platz. Die Koordinatorin der Kinderbeteiligung sagt, sie wisse nicht, mit wie vielen Kindern und Jugendlichen sie rechnen können. Ich gehe in das Gebäude, in dem später die Themenräume stattfinden sollen. [...] Wieder draußen, lasse ich meinen Blick über die Szenerie gleiten. Im Hof zieren weiße Papiertischdecken die Freilufttische. Auf ihnen opulent gefüllte mehretagige Obstkörbe, Tassen, Teller, Besteck und alles, was man so auf einen Frühstückstisch stellen kann, von Marmelade bis hin zu gekochten Eiern. Etwas erhöht und in guter Sichtweite stehen die Stühle für die Big Band, die derzeit in der Stadt gastiert und die hier zum Abschluss spielen wird. Der Techniker läuft hin und her und verkabelt, testet, tut. Dies ist also die »Bühne«, ein Rasenplatz etwas erhöht von den Tischen vor der Mensa. Am Rande steht die Hüpfburg des kommunalen Jugendringes. (Beobachtungsprotokoll »Werkstatt«: Z. 8–37)

Das Beispiel zeigt, dass die Raumgestaltung, insbesondere bei intermediären Formaten, weit über die Zweckmäßigkeit für das Sammeln von Problemen oder Transportieren von Informationen hinausgehen kann. Hier geht es um die Inszenierung einer sozialen Situation, die Spaß machen soll, die zum Austausch auch über alltägliche Themen jenseits des Partizipationsgegenstandes einlädt. Hier sollen Menschen eines definierten Raumes – des Stadtteils – zwecks Beziehungsaufbau zur Mitwirkung und zur Selbstorganisationsförderung zusammengebracht werden.

8.1.3 Widersprüche räumlicher Inszenierung I: Öffentlichkeit braucht Publikum

In programmatisch-konzeptionellen Texten über Partizipation werden zweifelsohne Räume, die Dialog und Austausch ermöglichen, gegenüber frontalen Formaten positiv hervorgehoben. Ein rein frontal veranstaltetes Format, im Rahmen dessen vorrangig über etwas informiert wird, wird im wissenschaftlichen Diskurs unter Alibibeteiligung (Arnstein 1969) subsumiert oder als Vorstufe der Partizipation auf einer Stufenleiter der Partizipation (Claussen 2013) bezeichnet. Im Rahmen der ethnografischen Forschung konnten jedoch Situationen beobachtet werden, in denen der Wechsel von einem frontalen ersten Teil der Veranstaltung hin zum dezentra-

len, dialogischen zweiten Teil von den Teilnehmenden heftig kritisiert wurde: Der dezentrale Teil wurde von den auf Protest orientierten Anwesenden zugunsten des frontalen Teils abgelehnt. Insbesondere durch die Möglichkeit der Herstellung von Öffentlichkeit für Kritik, versprach das zentrale, frontale Format für sie mehr Gebrauchswert zu besitzen. Das Spannungsverhältnis soll im Folgenden anhand eines empirischen Beispiels näher beleuchtet werden. Es zeigt sich, dass hierbei die institutionellen Arrangements, die in die Situation hineinspielen, von wesentlicher Bedeutung sind.

Es handelt sich um eine Veranstaltung zur Verkehrsberuhigung eines Quartiers in einer Großstadt, zu der die Verwaltung in einen städtischen Theatersaal in der Nähe eingeladen hat. Der motorisierte Feierabendverkehr durch ein Wohngebiet verursacht einen alltäglichen Verkehrskollaps. Das Quartier liegt lahm und, bedingt durch langfristige Baustellen im Umkreis, wird sich dies auch nicht ändern, solange nicht eine alternative Verkehrslösung gefunden wird. Wie das aussehen könnte, ist Thema der Veranstaltung. Im Vorfeld wurden verschiedene Lösungsideen gesammelt. Neben den Vorschlägen der Verwaltung sind auch zahlreiche Vorschläge aus der Bewohner_innenschaft eingegangen. Im Folgenden geht es um die sogenannte Galeriemethode, die nach einem frontalen ersten Teil der Veranstaltung zur Anwendung kommen soll.

Der Moderator spricht ins Mikrofon und begrüßt die Anwesenden. [...] Schnell macht er deutlich, dass er sich darum bemüht, hier »fair und allparteilich zu moderieren«. »Wenn Sie das Gefühl haben sollten, das passt so nicht, müssen Sie sich bitte melden.« Es gehe nun darum, die Planungen und Varianten vorzustellen. Die Prüfergebnisse zu allen 22 Varianten seien auf Pinnwänden hier mitgebracht worden, genauso wie die vier Varianten, die man näher vorstelle. Die vielen Varianten sind, so erfahre ich, unter anderem auf Ideen und Vorschläge aus der Bewohner_innenschaft zurückzuführen. Das »Herzstück« der Veranstaltung sei der zweite Teil, wo die Teilnehmenden gefragt würden: »Was sagen Sie einfach dazu?«. Die Galeriemethode soll ausprobiert werden, die es ermögliche, mit Fachleuten in den Austausch treten zu können. Die Anregungen der Anwesenden »werden dann feinsäuberlich notiert und in den weiteren Verlauf« eingearbeitet. (Beobachtungsprotokoll »Verkehr«: Z. 58–69)

Nach einer einführenden Präsentation (Leinwand, Beamer, Powerpoint-Präsentation im Corporate Design der Stadt), in der zwei Planer die Ausgangslage und den Planungsstand für alle ausführen und auch kurz die Lösungsvorschläge, die aus Sicht der Verwaltung möglich sind, erläutern, soll es nun zum eher dialogischen Teil des Abends anhand der Galeriemethode übergehen:

Der Moderator stellt kurz nochmals das Procedere des weiteren Ablaufs der Veranstaltung vor – die »Fachmänner« (»ja, es sind tatsächlich alles Männer«, sagt er)

hätten nun an den Pinnwänden die Aufgabe, die Hinweise aufzunehmen. Kritik solle geäußert werden, aber auch Zustimmung. So stünde Herr [A] an der Pinnwand mit der »Vorzugsvariante der Fachverwaltung«. Ein Großteil der anderen Varianten sei »rechtlich nicht umsetzbar«. Der Moderator verweist an den Austausch an den Pinnwänden, denn da »kann man nochmal kurz drüber sprechen, warum Ihre Anregungen nicht umsetzbar sind«. Es wird etwas unruhig im Saal, einige Beteiligte signalisieren per Handzeichen, dass sie etwas sagen wollen. Ein Anwohner fragt: »Besteht hier in der Versammlung die Möglichkeit, zu hören, warum Varianten herausgefallen sind?«. Der Moderator lässt eine weitere Wortmeldung mit dem Verweis zu »Ich würde Sie bitten, sich kurz zu halten«. Die Anwohnerin, die kurz zuvor schon etwas gesagt hat, wirft ein: »Ich bin die, die eben gestört hat. Jetzt wird es gelenkt in eine Richtung, die die Verwaltung will« und »das ist autorial gelenkt«. Der Moderator verweist auf die Möglichkeit des Austausches in der Galerie der Pinnwände. »Ich rede nicht von der Galeriemethode. Ich kenne die Galeriemethode«, erwidert sie. Spürbar machen sich Skepsis und Ärger im Raum breit. Eine weitere Wortmeldung wird durch den Moderator zugelassen. Die Frau, die mit den Kindern gekommen ist, steht in der letzten Reihe. Sie seien eine Familie aus der [Straße] und setzen sich dafür ein, dass ihre Straße eine Spielstraße wird. Sie könnten leider nicht länger bleiben, aber sie wollen noch zeigen, was sie mitgebracht haben. Sie und die Kinder (und noch ein/zwei weitere Erwachsene) rufen nun im Chor »Unser Tipp – Tempo Schritt!«. Sie halten ihre Poster hoch. Die Anwesenden klatschen laut. Auch ich klatsche. Dann verlassen sie die Tribüne. Ich höre ein Kind sagen: »Mama, warum haben wir die Bilder mitgebracht?«. Der Moderator versucht, die Veranstaltung wie geplant weiterzuführen. Es sei klar, dass es ein emotionales Thema ist, er würde sie aber bitten, sich nun auf die Galeriemethode einzulassen. (Beobachtungsprotokoll »Verkehr«: Z. 129–156)

Im zitierten Beispiel war schon vor der Inszenierung klar, dass die Anwohner_innen nicht kommen werden, um sich nur anzuhören, was geht und was nicht geht. Sie wollen Austausch und Diskussion. Die Grenzen zwischen ihnen und der Planungsebene sollen durchlässig werden und ihre Expertise soll in den Prozess einer an Koproduktion orientierten Planungspraxis einfließen. Dabei scheinen sie sensibel gegenüber der asymmetrischen Situation zu sein. Paradoxerweise war genau die Ankündigung der Dezentrierung an der Hervorbringung von Widerstand und Protest beteiligt. Um genauer nachvollziehen zu können, wie es hier zur konflikthaften Situation gekommen ist, muss der Aspekt der Materialität jedoch um den Aspekt der institutionellen Arrangements, die in der Situation aufgerufen werden, erweitert werden. Denn Materialität der Raumgestaltung und der Methode ist mit der Reproduktion der hegemonialen Deutungshoheit einerseits und der Behinderung der Repräsentationsmöglichkeiten der Alltagsakteur_innen andererseits in der Situation verknüpft. Dazu wird der Blick zunächst auf jene professionellen Akteur_innen geworfen, die planen (sie stehen für das *Was*, den Beteiligungsgegenstand/Inhalt) und

jene, die moderieren (sie stehen für das *Wie*, den Prozess). Sie arbeiten zusammen und beziehen ihre Aktivitäten aufeinander – jedoch jeweils entlang unterschiedlicher Interessen und auch mit unterschiedlichen Perspektiven auf Partizipation. Die Planer, die innerhalb sowie außerhalb der Verwaltung (in einem Planungsbüro) inhaltlich mit dem Planungsprozess betraut sind, haben sich auf den methodisch konzentrierten Prozess der Veranstaltung eingelassen. Sie haben jedoch, was sich begrenzend auf die inhaltliche Offenheit auswirkt, bereits klare Favoritenvarianten in Bezug auf die Verkehrsberuhigung. Die Galeriemethode beinhaltet, dass die verschiedenen Varianten in einem großen Oval nebeneinander aufgereiht an mobilen Pinnwänden hängend zu betrachten sind – als würde man eine Ausstellung besuchen. Die Favoriten sind prominenter platziert als die Varianten, die von den Bewohner_innen eingebracht wurden. Während der Moderator tendenziell keine eigene Setzung zur Planung macht – eher den Anspruch transportiert, den Prozess der Erörterung neutral und beiderseitig fair begleiten zu wollen, wirken die Planer deutlich bewertend. Sie führen Praktiken der Geltendmachung ihrer Fachexpertise auf. Sie wägen die Vorschläge der Bewohner_innen des Quartiers fachlich ab und orientieren sich an gesamtstädtischen Erwägungen, rechtlichen, zeitlichen und finanziellen Rahmenbedingungen.

Die für Beteiligung zuständigen Mitarbeiter_innen der Verwaltung (hier der Moderator) planen die Veranstaltung so, dass Raum für Information, für Austausch und Diskussion entsteht – mit dem Ziel, Bewohner_innen und Betroffenen die Möglichkeit zu geben, informiert zu werden und mitwirken zu können. Der Moderator hält sich inhaltlich jedoch trotzdem nicht heraus, denn er wiederholt nicht nur die fachliche Abwägung der Planer, demnach insbesondere die Varianten der Bewohner_innen als nicht umsetzbar erscheinen. Wesentlich ist hier, dass mit dem moderierten Wechsel von der frontalen Situation zur dezentralen Galeriemethode auch in materiell-räumlicher Hinsicht die situierte Möglichkeit, Praktiken der Bildung kollektiver Gegenmacht durch die Alltagsakteur_innen deutlich erschwert werden. Dies bezeugt sowohl die Frage des Anwohners, ob man nicht in der großen Runde bleiben könne, um gemeinsam zu hören, warum Varianten herausgefallen sind, als auch die kritische Anmerkung der Anwohnerin, dass der Wechsel hin zur Galeriemethode »autorial gelenkt« sei. Der antizipierte Wechsel von der frontalen Situation, in der man zwar nicht untereinander ins Gespräch kommen konnte, dafür aber »alle alles« mitbekommen können, scheint außerdem auch die Frau mit den Kindern bewogen zu haben, die kleine Protestaktion (»Unser Tipp – Tempo Schritt!«) noch im zentralen Setting zur Anwendung zu bringen, bevor sie gehen müssen. Es zeigt sich, dass es Formen der Öffentlichkeit braucht, um kollektive Handlungsfähigkeit aufzubauen. Kaum jemand hätte geklatscht, wenn die kleine Protestaktion am Rande einer der Pinnwände stattgefunden hätte. Die Dezentrierung verhiess in der Situation eben nicht, dass Wissen über den Partizipationsgegenstand in kleineren Runden geteilt und erweitert wird, sondern eher,

dass kritisches Potenzial im dezentrierten Raum der Galeriemethode verpufft. Die Ankündigung der Galeriemethode durch den Moderator hat das Konflikthafte, das vorher schon da war, zur Artikulation gebracht. Dieser Dissens richtet sich jedoch nicht gegen die Methode an sich, sondern gegen ihren strategischen Einsatz in dieser Situation. Denn die Galeriemethode verfehlt hier ihre Wirkung der Dezentrierung und Enthierarchisierung von Wissen und Wissenszugängen und wird zur Strategie der Befriedung. Die Symmetrisierung von Kommunikation gelingt in der asymmetrischen Situation nicht. Die institutionellen Arrangements – der Planungsstand, die Platzierung der Vorzugsvariante, das Zusammenspiel von Prozessmoderator und inhaltlich verantwortlichen Planern – haben zusammen mit den materiellen Praktiken der Raumgestaltung und den methodischen Erwägungen dazu geführt, dass Protest und kollektive Kritik keinen Ort mehr zu haben drohten. Methoden der Dezentrierung sind dann an der Blockierung der Bildung kritischer Gegenöffentlichkeiten beteiligt, indem sie Stimmen und Positionen vereinzeln. Die Raumgestaltung kann also grundlegend nicht ohne die Berücksichtigung der institutionellen Arrangements, unter deren Bedingungen sie stattfindet, betrachtet werden.

8.1.4 Widersprüche räumlicher Inszenierung II: Diskursive Konkurrenz in dezentrierten Formaten

Wir bleiben beim empirischen Beispiel mit der Galeriemethode. Im Folgenden soll der Ausschnitt aus dem Beobachtungsprotokoll zeigen, wie es an den Pinnwänden weitergeht. Hier steht nun im Fokus, wie die dezentrierte Raumgestaltung in der beschriebenen Situation zwar dazu führt, dass mehr Menschen als in einem frontalen Format zu Wort kommen und sich zur Verkehrsberuhigung im Quartier austauschen können. Jedoch führt sie auch zu einer kompetitiven Situation, in der sich entlang der sozialen Positionierung der Teilnehmenden die Möglichkeiten der Artikulation entscheiden. Pädagogisch gestalteten Situationen wie der folgend beschriebenen, in denen eine möglichst symmetrische Kommunikation zwischen heterogenen Akteur_innen mittels einer dezentrierten Raumgestaltung hergestellt werden soll, bleiben trotz dessen Praktiken der Differenzierung bzw. der Ausschließung inhärent.

Die anwesenden Männer, meist in gesetzterem Alter reihen sich eng um die Pinnwände. Es ist auffällig, dass im ›inner circle‹ mehrheitlich Männer stehen, an den Rändern eher Frauen. An der von der Verwaltung favorisierten Pinnwand ist es voll. Ich trete an die Menschentraube heran und versuche etwas zu verstehen. Die Akustik im Raum ist aufgrund der zahlreichen gleichzeitig sprechenden Menschen schlecht. Drei ältere Männer finden scheinbar sofort ein offenes Ohr vom Fachplaner aus der Verwaltung. Auch wenn das Thema emotional aufgeladen ist,

ist der Austausch ›unter Männern‹ weitgehend respektvoll. Eine kleine Frau um die 60 versucht mit mehreren Anläufen, sich an der Pinnwand Gehör zu verschaffen und die Aufmerksamkeit des Planers auf sich zu ziehen. Sie bleibt hartnäckig und lässt sich nicht von ihrem Ziel abbringen, etwas zu äußern. Sie fängt einen Satz an, indem sie in die Richtung des Geschehens spricht. Ihre begonnenen Sätze vollendet sie jedoch nicht, da ihr niemand zuzuhören scheint. Der Planer signalisiert ihr schließlich einmal ein Zeichen der Aufmerksamkeit. Er blickt sie mehrere Male flüchtig an und sagt »Ja. Ja.«, konzentriert sich dann aber wieder auf die nächste Frage des Mannes, mit dem er in den intensivsten Austausch getreten ist. Der Frau sieht man keine emotionale Reaktion an, bis auf, dass sie etwas fahrig von einem Bein auf das andere tritt und ihren ganzen Körper ausrichtet hin zum Experten. Sie zieht sich auch nicht zurück, sondern verharnt dort für die Zeit, in der ich an dieser Pinnwand stehe. Sie versucht neben Zuhören auch hier und da, sich nochmals Gehör zu verschaffen. (Beobachtungsprotokoll »Verkehr«: Z. 161–183)

Der Start in die Galeriemethode hat eine große Bewegung unter den Anwesenden ausgelöst. Die Menschen haben eine neue Platzierung im Raum eingenommen, welche hier sowohl geschlechtlich als auch nach Alter hierarchisiert zu sein scheint: Die älteren Männer stehen näher am Geschehen als jüngere oder Frauen. Die Familien mit Kindern haben die Veranstaltung ganz verlassen. Zu Beginn war die Akustik sehr schlecht, sodass ich trotz eines relativ geringen Abstandes nicht viel verstanden habe. Wer sich verständig machen möchte, hat es also schon allein aufgrund der Lautstärke schwer. Es entsteht der Eindruck einer räumlich vermittelten *diskursiven Konkurrenz*: Man muss sich um das Gehört-Werden kümmern, diese Angelegenheit wird nicht moderatorisch erleichtert. Auch hier gilt: Obwohl Wert auf Beteiligung gelegt wird, »privilegiert der geforderte wettkampfähnliche Austausch von Argumenten jedoch soziale Gruppen, die es gewohnt sind, sich selbstbewusst und konfrontativ zu äußern« (Munsch 2012: 4). Die Anwesenden stehen jetzt vor der Wahl: Wenn sie sich gegenüber den verantwortlichen Planern artikulieren wollen, dann müssen sie erstens eine zentrale räumliche Position in der Nähe einnehmen, sich zweitens verbal aktiv einbringen und drittens der Argumentation der anderen standhalten. Diese Anforderungen erfüllen ›laute‹ Personen, die es vermögen, sich Gehör zu verschaffen, eher als ›leise‹ Personen, die um Gehör und Sichtbarkeit ringen. Dies ist mit deren jeweiligen sozialen Positionierungen verknüpft (siehe dazu auch Kapitel 9 »*Doing competence*«).

Nach der Veranstaltung spreche ich die Frau, der nicht zugehört wurde, an: Dass ich das beobachtet hätte und schon sauer geworden wäre, weil man ihr nicht das Wort erteilte. Sie erwidert, dass der Planer ja wohl »überhaupt nicht zugehört« hätte und »immer nur bei seinem Standpunkt geblieben« sei. Das hätte sie schon »wahnsinnig aufgeregt« (Beobachtungsprotokoll »Verkehr«: Z. 269–274). Interessant ist, dass sie zwar die restriktive Kommunikationspraxis des Planers reflektiert, nicht

aber die Praktiken der Differenzierung im Sinne einer geschlechtlich markierten Ausschließung, die die Frau in der Situation räumlich vermittelter diskursiver Konkurrenz durch die männlich gelesenen Beteiligten erfährt. Das Beispiel soll dafür sensibilisieren, dass dialogisch orientierte räumliche Settings die Praxis sozialer Ausschließung entlang sexistischer, klassistischer, rassistischer, religiöser oder bildungsbezogener Kategorisierungen nicht aufheben.

8.2 Zwischen Methode, Materialschlacht und Techniktools

Mit den vorherigen Ausführungen wurde bereits die materielle Fülle der methodischen Inszenierung angedeutet. Die Anordnung von Dingen und Körpern im Raum – die Sitzordnung, die mit dem Einsatz spezifischer Methoden verbundenen Materialien oder die für Präsentationen erforderliche Technik – gehen in eins mit den Vorüberlegungen der organisierenden Akteur_innen, wie diese den Prozess des situierten Diskurses antizipieren. Dabei sind Materialität und Funktion nicht zu trennen: zur Information braucht es Präsentationsequipment wie Laptop, Beamer, Präsentationsfolien, zur Unterstützung des Artikuliert- und Gehörtwerdens werden Mikrofon und Lautsprecher benötigt, die Richtung des Blickes wird durch Sitzordnungen und Raumaufteilungen gelenkt, Moderationsmaterialien helfen bei der Sortierung, Verdichtung und Visualisierung von Aussagen und auch die Praktiken der Präferenzierung und Priorisierung werden häufig spezifisch materiell hervorgebracht, etwa mithilfe elektronischer Ted-Systeme oder Abstimmungskarten. Zentral für die Visualisierungstools ist auch die Funktion, den Prozess und dessen Inhalte nachgängig in der anschließenden Dokumentation widerzugeben.

Die Gestaltungs-codes, z.B. das Wording spezifischer Methoden (World Café, Zukunftswerkstatt, Charette-Verfahren etc.), haben sich dabei soweit diskursiv verselbstständigt, dass es unter professionellen Akteur_innen der Partizipationspraxis häufig nur der Nennung einer Methode bedarf, um sich gegenseitig verständigen zu können. Die Materialität der Methoden und deren Markensprache sind eng mit Prozessen der Professionalisierung der Partizipationspraxis verbunden. Sie versprechen »Professionalität durch Methodenkompetenz und ermöglich[en] ein Wiedererkennen durch entsprechend informierte Menschen auch über die Situation hinaus – etwa in der öffentlichen Dokumentation« (Pigorsch 2021c: 67).

8.2.1 Synchronisierung von Inhalt und Form: Zur Pädagogisierung von Partizipation

Die Kinder- und Jugendarbeit gehört zu den Arbeitsfeldern, die sich durch eine Fülle an praxisnaher Methodenliteratur und Service-Webseiten¹ auszeichnet. Diese unterstützen Akteur_innen aus der Praxis beim Ausprobieren und Umsetzen partizipativer Ansätze. Viele Angebote richten sich dabei an die Gruppenarbeit mit Kindern und Jugendlichen zum Zwecke der (politischen) Repräsentation ihrer Orte und Bedürfnisse, der Sozialraumerkundung und -aneignung, der außerschulischen politischen Bildung oder der Beteiligung an kommunalen Planungsprozessen. Kinder- und Jugendpartizipation findet dabei häufig in Form punktueller Veranstaltungen statt, die pädagogisch begleitet werden. In kaum einem Bereich ist die mit einer spezifischen Materialität verknüpfte Pädagogisierung der Partizipationspraxis eindrücklicher zu zeigen als dort. Im Folgenden wird die Materialität der methodischen Gestaltung einer Schulhofplanung mit Schüler_innen einer Grundschule vorgestellt. Im Beobachtungsprotokoll geht es um die erste Erkundungsphase des Schulhofes sowie um die anschließende Sammel-, Systematisierungs- und Bewertungsarbeit. Es ist ein Ausschnitt aus dem Planungsprozess, dem Schritte vor- und nachgängig sind.

Phase: Schulhoferkundung

Die Kinder sind auf dem Schulhof. Sie wurden entlang ihrer Klassenstufe in fünf Kleingruppen aufgeteilt, die mit jeweils einer Moderatorin den Schulhof erkunden sollen. Die Aufgabe ist konkret: 1. Orte zu verzeichnen, die nicht gut sind (»Was nervt?«, eingezeichnet auf dem Plan mit Smileys, deren Mundwinkel herabhängen plus Beschriftung), 2. Orte zu markieren, die als gut und erhaltenswert empfunden werden (»Was ist super?«, eingezeichnet mit lachenden Smileys plus Beschriftung), sowie 3. Wünsche und Ideen zu artikulieren (»Was wünscht ihr euch noch?«, Beschriftung im Plan). Es gibt eine Kladde mit Plan für jede Gruppe. Die Kinder bekommen die Aufgabe, die Beschriftungen selbst anzufertigen, also jemanden aus der Gruppe zu bestimmen, der/die mitschreibt. Für die Gruppe der Zweitklässler_innen übernimmt eine Moderatorin diese Aufgabe. Sie haben zwanzig Minuten Zeit dafür. Die Moderatorinnen begleiten jeweils eine Gruppe und ich wechsele immer mal wieder, um überall etwas mitzubekommen. Gleichzeitig bin ich direkt eingespannt worden, denn es ist meine Aufgabe, Fotos für die Dokumentation zu machen. [...]

1 Siehe exemplarisch <https://www.ljr.de/produkt/juleica-praxisbuch-beteiligung/> oder <https://www.kinderrechte.de/praxis/methodendatenbank/methodendatenbank> (zuletzt geprüft am 14.05.2024).

Phase: Zusammentragen der Ergebnisse der Schulhoferkundung

Die Kinder sollen an vier Stationen ihre Erkundungen zusammentragen. In zwei Räumen sind jeweils zwei Stationen vorbereitet. In einem Raum ist ein Flipchart aufgestellt, auf dem steht auf rotem Papier in gestalteter und gut lesbarer Schrift »Nervige Orte«, darunter klebt ein Plan vom Schulhof und drumherum ist noch viel Platz. Die Kinder kommen in ihren Gruppen an jeweils eine Station. Die Moderatorin, die an der Station wartet, hat rote Moderationskarten in der Hand und einen Stift. Sie fragt die Kinder, was sie denn herausgefunden hätten und bittet sie, dass sie gemeinsam die Sachen jetzt auf Karten schreiben. Sie fragt, wer denn Lust hätte, zu schreiben und mehrere Kinder melden sich. Eines bekommt zuerst den Stift. Die Kinder tragen ihre Kritikpunkte vor, z.B., dass der Boden nicht gut ist. Die Moderatorin paraphrasiert das Gesagte und sagt sinngemäß, dass der Bodenbelag doof ist. Sie klebt eine noch unbeschriftete rote Karte auf das Papier. Das Kind mit dem Stift schreibt »am Bodenbelag tut man sich weh«. Ein anderes Kind zieht mit einem Kugelschreiber einen Pfeil an den betreffenden Ort auf dem Plan. So geht es weiter, bis alle Punkte von der Kladde übernommen sind. Das Flipchart ist schon zu einem guten Teil mit roten Karten gefüllt. Nachdem eine Gruppe fertig ist, wechseln die Kinder an eine andere Station.

An der anderen Station in diesem Raum geht es um »Super Orte«. Das Vorgehen ist das gleiche wie bei den »Nervigen Orten«, nur, dass die Karten nun grün sind anstatt rot. Hier ist es die Moderatorin, die mitschreibt, was die Kinder zusammentragen. Zwischendurch kommt eine Moderatorin aus dem anderen Raum vorbei und erkundigt sich, wie weit die Gruppen sind. Die anderen beiden Gruppen im anderen Raum würden bereits warten.

Im anderen Raum gibt es zwei Stationen, die zeitgleich arbeiten. Eine von ihnen befindet sich rund um ein Whiteboard. Mit Magneten befestigt hängt dort ein Flipchart-Papier, auf dem steht als Überschrift in gut leserlicher schwarzer Schrift »Was wollt ihr gerne auf dem Schulhof machen?«. Darunter sind sorgfältig geschriebene Schlagwörter lose verteilt über den ganzen Bogen aufgeschrieben. Sie sind mit Vierecken schwarz umrandet und farblich schattiert. Die Schlagwörter sind »Klettern«, »Schaukeln«, »Freunde treffen« usw. (etwa zehn Tätigkeiten) sowie einige leere Kästen, in denen drei Punkte eingezeichnet sind. Die Kinder haben hier die Aufgabe, darüber nachzudenken, was sie am liebsten auf dem Schulhof machen. Zuerst liest die Moderatorin alle Tätigkeiten vor und paraphrasiert ggf. kurz. Dann fragt sie, ob noch etwas fehlt, was ergänzt werden müsste. Da hier bei dieser Gruppe keine Ergänzung genannt wird, geht es gleich weiter zum Bepunkten. Jedes Kind würde nun je fünf Klebepunkte bekommen, die es ganz nach Belieben verteilen könne, je nachdem, was ihr/ihm selbst am Wichtigsten sei. Sie schneidet dann kleine Aufkleberbögen so auseinander, dass jedes Kind fünf Klebepunkte bekommt. Jedes Kind hält die Hand auf. Die Moderatorin gibt in jede Hand fünf Punkte. Dann scharen sich die Kinder um das Papier und kleben ihre Punkte in die Kästen. Es wird nicht viel gesprochen dabei. Jedes Kind verbraucht seine Punkte. Wer fertig ist, wartet.

An der anderen Station im Raum geht es um die »Wünsche für euren neuen Schulhof«. Dort steht eine große Pinnwand. Oben ist ein breiter Streifen in Gelb, auf dem in großer Schrift steht »Was wünscht ihr euch für euren Schulhof?«. Die Schrift ist schwarz, nur beim Wort »Schulhof« ist jeder einzelne Buchstabe in einer anderen Farbe geschrieben. Das Wort »euren« ist in kursiver Schreifschrift geschrieben, die anderen Wörter sind in Druckschrift geschrieben. Da schon andere Gruppen an dieser Station waren, sind bereits viele Wünsche an die Pinnwand unter die Überschrift untereinander gepinnt. Auf orangefarbenen Karten steht dort jeweils ein Wunsch, z.B. »Mehr Schatten – Sonnensegel«, »Tartan-Insel hinter dem Schuppen (Chill-Insel)«, »Schulgarten« oder (mit einer kleinen Zeichnung drauf) »Baumhaus mit Balkon und Blumen – Hangelstange«. Die Kinder der Gruppe benennen die Wünsche, die sie auf dem Schulhof gesammelt haben. Sie werden durch die Moderatorin jeweils auf eine orangefarbene Moderationskarte geschrieben und angepinnt.

Pausensituation

Die Kinder hätten sich die Pause jetzt sehr verdient, sagen die Erwachsenen. Es ist wahnsinnig heiß an diesem Tag. Der Raum hat sich schon ordentlich aufgeheizt. Zwanzig Minuten Pause. Kinder verstreuen sich und holen ihre Brotdosen. Viele setzen sich mit ihrem Pausenbrot auf ihren Stuhl zurück in den Sitzkreis. Zwei Mädchen spielen mit sichtlich und hörbar viel Spaß zu zweit ein »Händeklatsch-Spiel«. Brotdosen auf Schößen werden leergefuttert. Eine Moderatorin entdeckt das Klavier und fragt, wer denn spielen könne. Sofort scharft sich ein Grüppchen Schülerinnen um das Klavier, eine beginnt Jingle Bells zu spielen. (Beobachtungsprotokoll »Schulhof«: Z. 11–89)

Im Partizipationsverständnis von Planung und Verwaltung gibt es keine Partizipation ohne gestaltete Situation. Das heißt, wenn wie hier ein Schulhof geplant wird, braucht es eine Situation zur zielgerichteten Auseinandersetzung. Dazu wird der Planungsprozess in Einzelschritte zerlegt und methodisch geplant: Was soll mit dem methodischen Schritt erreicht werden? Welche Materialien braucht es dazu? Welcher Schritt macht wann Sinn? Vor der Umsetzung werden Materialien vorbereitet und zum Transport an den Ort des Geschehens verpackt. Rollen und Aufgaben der Moderator_innen und professionellen Beteiligten werden vorab festgelegt und der Ablauf wird besprochen. Die gesamte Situation ist die Arbeit an der Realisierung eines vorab formatierten Prozesses.

Zunächst: Zur Dimension des Pädagogischen gehört, auch das »Dazwischen« mitzuplanen und den Bedürfnissen der Kinder nach Sozialität, Spaß, Bewegung und Pausen Rechnung zu tragen. So gibt es neben einem Aufwärm- oder Kennenlernspiel etwas zu trinken, zu snacken und Zeit für Pausen. Die pädagogischen Erwägungen korrespondieren mit einer Fülle »materieller Partizipanden« (Hirschauer 2004), die ihrerseits eine spezifische Praxis hervorbringen. In der

ersten Phase der Schulhofplanung wechseln die Kinder den Ort und zeigen den Schulhof. Materialien wie ausgedruckte Pläne vom Schulhof auf einer Kladde, die mit Smileys versehen werden, ermöglichen, das Feedback unterschiedlicher Gruppen von Kindern ohne viel Aufwand einzuholen. Es gelingt, in kurzer Zeit ein Stimmungsbild über konkrete Orte ihrer Lebenswelt pragmatisch einzuholen. Zudem sind die Kinder in Bewegung und müssen nicht stillsitzen. Das Arbeiten mit einer überschaubaren Gruppengröße wird ebenfalls nicht dem Zufall überlassen. Eine Moderatorin unterstützt jeweils eine Gruppe – auch das eine bewusste pädagogische Entscheidung im Vorfeld. In den darauffolgenden Phasen werden die Ergebnisse zusammengetragen, sortiert und gewichtet. Der Ausschnitt aus dem Beobachtungsprotokoll fächert entlang der dezentralen Orte der einzelnen Stationen auf, wie jeweils kleine Subarenen entstehen, an denen es immer etwas Unterschiedliches zu tun gibt. Die Stationen sprechen insgesamt eine ähnliche Formsprache – es gibt ein Medium (Papierbögen auf einem Flipchart, einer Pinnwand oder einem Whiteboard), an dem etwas gesammelt und visualisiert wird, es gibt die dazu notwendigen Materialien (Stifte, Klebepunkte, Moderationskarten). Dabei unterscheiden Sie sich nach Farben: jeder Farbe ist ein spezifischer Inhalt zugeordnet: rot steht für schlecht, grün für gut, gelb für die Wünsche und Ideen (zur Farbsprache siehe auch Abschnitt 8.3.3 »Die Motzkiste als Instrument der Einhausung von Kritik«). Die Führung durch die Veranstaltung soll so (unmiss)verständlich wie möglich sein.

Ziel der Veranstaltung ist ein Produkt, das an die erwachsenen Planer_innen kommuniziert wird, um die Expertise der Kinder in die Schulhofplanung einfließen zu lassen. Dass dieses Wissen transferiert und anschlussfähig an das Wissen der Planung gemacht werden kann, ist im methodischen Ablauf und in den Vorkehrungen zur Dokumentation auf Flipcharts und Pinnwänden so angelegt. Es ist an dieser Stelle nicht relevant, in den Blick zu nehmen, wie viele der Ideen der Kinder letztlich realisiert werden, welche widerständigen Praktiken der Situation inhärent sind oder welchen Bildungswert die Erfahrung, teilgenommen zu haben, für die Kinder hat. Vermittelt durch die ethnografische Perspektive rückt jedoch besonders deutlich die materielle Spezifik projektorientierter Planung in den Fokus, die über die weitgehende Synchronisierung von Inhalt und Form in einem klar definierten zeitlichen, materiellen und personellen Rahmen funktioniert. Dies geht mit einer geführten Teilnahme der Alltagsakteur_innen einher, deren Rolle klar abgegrenzt ist von den professionellen Rollen der Moderation und Planung. Diese Pädagogisierung der Partizipation bringt also eine eigene Praxis hervor, in der Partizipation als eine streng formatierte und professionell angeleitete Situation gefasst werden kann. Sie positioniert die Alltagsakteur_innen in einer spezifisch produktiven Weise zum Planungsgegenstand. Die so formierte und pädagogisch angeleitete Situation kann dann jene Ergebnisse erbringen, die von den Akteur_innen der Planung aufgenommen werden können. Dies bedeutet andererseits, dass ein Aussenden anderer

Bedarfe und Probleme in der Regel nicht empfangen wird, weil es dafür keine vorab antizipierte, organisierte und formierte Transfermöglichkeit gibt. Kinder können also nicht so einfach ein anderes, in ihrem Alltag relevantes Problem bearbeiten.

Das Beispiel zeigt, wie pädagogische Wissensbestände in die Situation eingelagert sind. Die pädagogischen Erwägungen werden in die räumlichen sowie zeitlichen Möglichkeiten eingepasst. Das Wissen der Kinder wird durch die Erwachsenen in Passung zu verwaltungsförmigem und Planungswissen gebracht. Und umgekehrt werden deren Wissensbestände und Regulierungen für die Kinder übersetzt. Dass bei diesen Transferprozessen die Wissensbestände der Alltagsakteur_innen nur in einer für die professionellen Akteur_innen handhabbaren und damit notgedrungen ausschnittshaften Weise transportiert werden, mithin auch Teile der Wissensbestände verloren gehen, darauf wird auch später noch Bezug genommen (siehe 8.4 »Zur Materialität der Moderationsmethode«).

8.2.2 Zur Materialität von Technik-Tools: Beispiel TED

Die Komplexität eines Themas wird in der Praxis mitunter mittels technischer Tools heruntergebrochen und vereinfacht. Im folgenden Beispiel wird gezeigt, wie eine TED-Abstimmung eine ganz eigene Materialität der Partizipation hervorbringt.

Es handelt sich um eine materiell üppig ausgestattete Veranstaltung, im Rahmen derer ein Stadtteilentwicklungskonzept diskutiert und weiterentwickelt werden soll. Sie findet statt in einem offenen Kinder- und Jugendfreizeithaus, »ein[em] sanierte[n] Flachbau, vielleicht war es mal eine Kaufhalle oder eine Sporthalle, bunt gestaltet mit vielen Motiven, überwiegend gesprayt« (Beobachtungsprotokoll »Stadtteil«: Z. 1–3). Im Inneren des Gebäudes zeigt sich die Materialität des Alltags einer Einrichtung der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Umso heftiger ist der Kontrast zur Inszenierung der Veranstaltung.

Im Eingangsbereich begrüßt mich gleich eine Frau im Kostüm, die hinter einem Tisch steht. Sie deutet auf eine Teilnehmer_innenliste hin, ob ich mich bitte gleich eintragen würde. Sie spricht leise. Durch die geöffnete Tür zu einem großen Raum dringt eine männliche Stimme, verstärkt durch ein Mikrofon. Sonst ist es ganz still. Die Wände sind farbig, dunkel gehalten, viele Bilder, Selbstgebasteltes hängt an den Wänden. Es gibt eine fest installierte Bar. Auf dem Tresen stehen Gläser und Wasser und Apfelsaftschorlenflaschen, eine große Drückerkanne für Kaffee, Tassenstapel zur Selbstbedienung. Im großen Raum haben etwa fünfzig Personen Platz genommen. Sie sitzen in Stuhlreihen mit Blick auf eine Leinwand gerichtet, vor der der Mann mit Mikrofon steht und spricht. Die Stühle sind einheitlich in der Form, unterschiedlich in der Farbe. An der rechten Seite stehen fünf bis sechs Pinnwände, auf denen packpapierfarbene, großformatige Pinnwandpapiere mit Überschriften und ansonsten viel Platz angebracht sind. Im Raum gibt es nur noch wenige freie Stühle, die Stühle zum Mittelgang

hin sowie die Stühle im hinteren Bereich sind alle besetzt. Unauffällig versuche ich einen Platz rechts außen in der vorletzten Reihe zu erreichen. Kurz blicken die Menschen in meiner unmittelbaren Nähe auf, einige grüßen flüsternd. Ich setze mich so geräuschlos wie möglich. Gesichter blicken reglos nach vorn auf die Leinwand und den sprechenden Verwaltungsmitarbeiter. Die Veranstaltung hat seit fünfzehn Minuten begonnen. Neben mir sitzt eine Frau mit Notizbuch, die grafisch ansprechend die Inhalte des Gesagten verschriftlicht, wie beim in der Beteiligungsbranche mittlerweile allgegenwärtigen graphic recording. Sie hat schon eine Doppelseite ihres A5-Buches beschriftet und teils koloriert. Wie in innerer Einkehr hören die Anwesenden zu. Alles ist auf das Vorn ausgerichtet. (Beobachtungsprotokoll »Stadtteil«: Z. 9–31)

Nachdem das Integrierte Stadtentwicklungskonzept (INSEK) präsentiert wurde, folgt nun der Punkt »Weiterentwicklung des Stadtteilentwicklungskonzeptes«. Hier kommen sogenannte TED-Geräte zum Einsatz.

Als nächstes stellt der Moderator vor, dass nun zwei Menschen kämen, die das bestehende Stadtteilentwicklungskonzept evaluieren und Anpassungen vornehmen würden. Eine Frau und ein Mann erklären, dass sie dafür jetzt hier eine Abstimmung machen wollen. Die Frau sagt, es würden jetzt Keypads verteilt, die ähnlich wie bei TED-Abstimmungen funktionieren. Dem Publikum würde nun eine Reihe von Fragen gestellt und alle könnten antworten, indem sie abstimmen. Solange noch nicht alle Keypads verteilt sind, erzählt sie etwas zu den kleinen technischen Geräten. [...] Alle haben schließlich ein Keypad und es geht los mit der ersten Abstimmung. Anfänglich sind es 47 Stimmen, die gezählt werden. Ich notiere mir einige der Ergebnisse der ersten Testrunde mit:

Geschlecht der Anwesenden: 45 % männlich, 45 % weiblich, 10 % andere

Alter der Anwesenden: 0 % unter 15 Jahre, 35 % unter 30 Jahre, 54 % unter 65 Jahre, 12 % über 65 Jahre (sie kommentiert »eine sehr gute Mischung«)

Sind Sie das erste Mal bei einer Veranstaltung zum INSEK? 65 % ja, 35 % nein

Was verbindet Sie mit dem Stadtteil? 25 % Ich lebe hier, 31 % Ich arbeite hier, 15 % Ich lebe und arbeite hier, 29 % Ich bin ab und zu hier

Sind Sie tätowiert? 6 % ja, 94 % nein

Die Spannung steigt. Es hat mir Spaß gemacht, abzustimmen. Nun beginnt die Vorstellung des Stadtteils. Der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund sei mit 39 % im Vergleich zur Gesamtstadt mit 12 % höher, auch die Zahl der Arbeitslosen und der Langzeitarbeitslosen sei hoch, es gebe deutlich mehr SGB-II-Bezieher_innen als in der gesamtstädtischen Betrachtung. Diese Zusammensetzung

zung spiegelt sich im Publikum nicht wider. Eine junge Frau mit Kurzhaarfrisur, buntem kurzen Rock und bequemen Lederstiefeln läuft durch die Reihe und versucht, so wenig wie möglich zu stören, während sie mit einer schwarzen Digitalkamera fotografiert. Sie trägt einen Nadelpilz am Handgelenk, an dem unzählige Pinnadeln angebracht sind. Sie blickt sehr offen und freundlich, unterhält sich flüsternd und mit breitem Lächeln ganz kurz mit einer der Anwesenden in der letzten Reihe.

Die Beteiligung an der Evaluation des Stadtteilentwicklungskonzeptes laufe nun auch über Beteiligung mittels des Votings, so die Fragenstellerin. Hier solle man als Erstes seine Meinung äußern zur Frage »Was ist beim Thema Bildung aus Ihrer Sicht für [Name des Stadtteils] wichtig?« Es gibt acht Antwortmöglichkeiten und man könne auch mehrere anklicken. Die TED-Zeit beginnt. Die Kollegin, die vorhin mit dem Bringen des Wasserglases assistierte, merkt an, dass das nicht gehe: es ginge nicht, mehrere Antworten an dieser Stelle zu geben, das hätte man dann anders programmieren müssen. »Ach so, ich dachte ich hätte das so verstanden, dass das geht«, meint die Fragenstellerin. »Dann haben zwei blonde Frauen über Technik sinniert und es nicht verstanden«, meint die Kollegin von der Seite. Sie trägt als Einzige tatsächlich blonde Haare. Die Fragenstellerin lenkt das Publikum darauf, dass trotzdem die Fragen so weitergestellt würden und geht nicht weiter auf das Thema ein. Eine Reihe von Fragen folgt, bei denen man zwischen vier und sechs Antworten wählen kann, z.B. »Funktioniert die Kooperation von Schulen/Kitas und anderen Akteuren aus Ihrer Sicht?«, »Wie bewerten Sie den Zugang zu Informationen und Angeboten der Gesundheitsvorsorge?«, »In welchem Bereich der Gesundheitsförderung brauchen wir mehr Angebote?« oder »Wie schätzen Sie die Qualität und Vielfalt in der Nahversorgung im Stadtteil?«. Mehrere junge Leute verlassen einzeln nach und nach den Raum. Weitere Fragen werden gestellt, z.B. »Zur Unterstützung Arbeitssuchender braucht es Ihrer Meinung nach...«, »Mit Blick auf nachbarschaftliche Aktivitäten [...] wie erleben Sie den sozialen Zusammenhalt im Stadtteil?«. Bezüglich dieser Frage antworten 43 % mit »gut vernetzt und engagiert«, 35 % wünschen sich eine bessere Vernetzung. »Hab ich mir doch gedacht, dass hier die Engagierten sind«, kommentiert sie dazu. Eine letzte Frage notiere ich mir noch: »Welche Zielgruppe braucht am ehesten Unterstützung, um am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen?«. Hier antworten 14 % mit »Kinder und Familien«, 3 % mit »Senioren«, 5 % mit »Menschen mit Behinderung«, 59 % mit »Menschen mit geringem Einkommen« und 19 % mit »Menschen mit Migrationshintergrund«. Die Zahl der Teilnehmer_innen am Voting wird mit der Zeit etwas weniger und liegt teils bei 32 Stimmen. Die Fragenstellerin wartet stets darauf, ob sich die Zahl der Teilnehmenden noch erhöht. Vereinzelt steigt die Zahl dann doch noch einmal um ein oder zwei Stimmen. Generell wird es aber immer weniger. Sie nimmt es hin, ohne es weiter zu thematisieren. Obwohl die Abstimmung noch weitergeht, stehe ich von meinem Stuhl auf und versuche, mich so leise wie möglich aus dem Raum zu entfernen.

Ich empfinde es mittlerweile als anstrengend, an diesem TED teilzunehmen. (Beobachtungsprotokoll »Stadtteil«: Z. 109–172)

Die elektronische Abstimmung soll dazu dienen, das aktuelle Stadtteilentwicklungskonzept zu evaluieren und anzupassen. Es kann angenommen werden, dass die Fragen, zu denen abgestimmt wird, einen inhaltlichen Bezug zu Schwerpunkten des bestehenden Konzeptes aufweisen und deren Antworten – bestimmt durch das Voting der Anwesenden – das Konzept weiterqualifizieren sollen. Ob und wie das vorgenommen wird und auch, wie das bestehende Konzept aussieht, ist den einführenden Aussagen der Moderatorin nicht zu entnehmen. Es wird implizit ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem neu anzupassenden Konzept und dem Abstimmungsverhalten hergestellt. Nehmen die Teilnehmer_innen also an, dass die professionellen Akteur_innen die Veranstaltung organisieren, um deren Mitwirkung oder sogar Mitentscheidung zu fördern, könnten sie den Eindruck bekommen, die TED-Abstimmung sei ein innovatives Tool zur Erreichung dieses Ziels. Bei genauerem Hinsehen gibt es jedoch keine erkennbaren methodischen Bezüge zwischen der Überarbeitung des Konzeptes und der TED-Befragung: Die Fragen sind abstrakt und auch komplex, sodass es schwer vorstellbar ist, wie eine Antwort sich konkret auf das Konzept auswirkt. Ein Beispiel: »Funktioniert die Kooperation von Schulen/Kitas und anderen Akteuren aus Ihrer Sicht?« Die Auswertung dieser Frage ist problematisch, weil mit dem Ergebnis ein Durchschnittswert erzielt wird (z.B. »eher gut«), der nicht aussagekräftig ist. Allein die Frage ist mehrdeutig: Wenn jemand die Kooperation von Schule mit Kita als gut, aber von Schule mit Jugendarbeit als schlecht einschätzt – was soll dann für eine Taste gedrückt werden? Es ist zudem nicht vorgesehen, über das Fragedesign zu diskutieren.

Es hat anfänglich Spaß gemacht, mitzutippen. Die Freude nahm mit der Anzahl der Fragen jedoch ab. Es ist anzunehmen, dass nicht nur meine Freude im Verlauf der Befragung geringer wurde – die Zahlen (anfänglich 47 Votierende, zwischenzeitlich dann 32) weisen daraufhin. Möglicherweise verließen auch deswegen einige der Anwesenden, mehrheitlich junge Leute, den Raum. Der Eindruck der Innovativität durch Technikeinsatz in partizipativen Verfahren, der Spieltrieb der Anwesenden und die Adressierung der Anwesenden als kompetent, das Konzept zu bearbeiten, dürften die Bereitschaft, das Keypad auszuprobieren, erhöht haben. Dennoch verweist die Abstimmung mit den Füßen (das Verlassen der Situation) und mit den Fingern (das Aussetzen des Antwortens) auf Praktiken der Nicht-Nutzung, denen Momente der Kritik inne sind. Dieses indirekte Feedback zum Prozess kann in der Dokumentation zur Veranstaltung, wenn überhaupt, nur errahnt werden.

Fraglich ist ferner, wie damit umzugehen ist, dass die Teilnehmenden an der TED-Abstimmung die Einwohner_innenschaft des Stadtteils nicht repräsentieren und es auch insofern zwangsläufig zu Verzerrungen in der Interpretation der Ergeb-

nisse kommt. Der Stadtteil, um den es geht, wird als marginalisierter Stadtteil gerahmt, weil z.B. die Zahl der Bezieher_innen von Transferleistungen höher ist als im weiteren Stadtgebiet. Wie die Befragung selbst zeigt, spiegeln die Anwesenden jedoch keinen Querschnitt der Bevölkerung wider. Zudem sind viele der Anwesenden eben keine Alltagsakteur_innen, sondern sind aus beruflichen Gründen involviert. Sie votieren von einem vornehmlich professionell motivierten Standort. Deren Abstimmungsverhalten bezeugt damit weniger die eigene »Arbeit an der Partizipation« (Bareis 2012) aus einer Alltagsperspektive, sondern passt sich in in professionelle Routinen und institutionelle Arrangements. Die Narrative hinter dem Voting sind überdies nicht nachvollziehbar, werden nicht abgefragt – und scheinen auch nicht wichtig.

Die Materialität des Technikeinsatzes bringt auf eine spezifische Art Mitwirkungsbereitschaft der Teilnehmenden hervor. Nicht nur macht es zunächst Spaß, das Gerät auszuprobieren; die Abstimmung via TED simuliert auch eine Mitbestimmungsrealität, als gäbe es die direkte Möglichkeit, am Konzept mitzuwirken. Unter der Perspektive, dass Situationen veranstalteter Partizipation als Konfliktarena gerahmt werden, erscheint das Medium TED hier als Instrument, mittels Technikeinsatz Partizipation zu simulieren, gleichsam den Aufmerksamkeitsfokus jedoch von potenziellen Verteilungskämpfen und kritischen Themen abzulenken.

8.2.3 Die Motzkiste als Instrument der Einhausung von Kritik

In den sozialen Arenen veranstalteter Partizipation kommt es immer wieder zu öffentlich artikulierter Kritik am Format vonseiten der Teilnehmenden. Die Kritik führt in der Regel jedoch nicht dazu, dass in der Situation ein Diskurs über das Format in Gang gesetzt wird. Häufig wird die Kritik an einen anderen Ort verlagert, um den Ablauf der Veranstaltung nicht zu irritieren. Im Folgenden soll ein Blick in die Praktiken der Bearbeitung von Kritik geworfen werden, die eine ganz spezifische Materialität aufruft: die Motzkiste.

Das folgende Beispiel entstammt einem Forum, im Rahmen dessen Zukunftsvisionen zum Verkehr in der Stadt gesammelt werden (siehe dazu auch Abschnitt 8.1.2 »Klassiker der Raumgestaltung veranstalteter Partizipationspraxis«). Nachdem eine ganze Weile ein Akteur der Verkehrsplanung eine Präsentation gehalten hat, leitet die Moderatorin der Veranstaltung zum nächsten Programmpunkt über: der Pause. Diese sei da zur Stärkung bei Kaffee und Kuchen, um sich dann in die Workshops zu begeben. In diesem Moment reckt ein Mann im Publikum merklich und andauernd den Arm. Als die Moderatorin ihn sieht, erteilt sie ihm mit einem knappen Handzeichen das Wort, etwas zögerlich, denn eigentlich hat sie den Teilnehmenden ja die verdiente Pause angekündigt.

Er erhebt sich von seinem Stuhl, nimmt das Mikro und spricht mit dem Blick auf das Podium gerichtet. Es sei für ihn wichtig noch vor der Pause, bevor man dann in die Workshops gehe, »einen Kommentar zum Format zu geben«. »Lokale Intelligenz mobilisieren – das kann sie gut«. Er führt aus, dass hier Leute eingesammelt werden können, ihr Wissen »angezapft« werden kann. »Was die Veranstaltung glaube ich nicht kann, ist die große Weichenstellung.« Daher sei sein Vorschlag, »wirklich konkrete, größere Formate« zu entwickeln, die »Stakeholder, Wirtschaft und Planer zusammen bringen«. Er spricht flüssig und selbstsicher und gestikuliert hier und da mit seinen Händen, recht ruhig. Ein zweiter Aspekt sei ihm wichtig. Der Aspekt der Nachhaltigkeit verbiete es, nun noch weiter über ein bestimmtes und vieldiskutiertes Bauprojekt der Stadt zu sprechen. Die Moderatorin wirkt währenddessen etwas unruhig, sie schwingt in kleinem Radius von einem zum anderen Bein, deutet ein stimmloses »Ja, ja, ja« an. Als er verstummt, wirft sie prompt und deutlich ein: »Sie haben das Stichwort gegeben, wir haben die Motzkiste mitgebracht. Anregungen können dort gern herein.« Die Moderatorin zeigt auf einen kleinen Tisch, auf dem eine Pappkiste steht. Auf dieser ist mit deutlicher Handschrift in großen Buchstaben »Motzkiste« zu lesen. Diese hat oben einen Schlitz, in den man Zettel stecken kann. Oben auf der Motzkiste steht eine etwa zwanzig Zentimeter große rote Figur, vielleicht das Motzmonster? Es hat den Mund schief aufgerissen, die spärlichen Zähne stehen unregelmäßig darin. Man kann bis in den Rachen schauen. Es hat eine ausgeprägte Zornesfalte auf der tiefgezogenen Stirn. Die großen Augen mit großen schwarzen Pupillen blicken grimmig nach vorn. Zwei kleine Ärmchen links und rechts des Pappkörpers scheinen wild zu gestikulieren. Es tuttert und ätzt und motzt. Links und rechts zu seinen Füßen stehen ein Bus und eine Straßenbahn, bunt angemalt, aus Pappe. Die Moderatorin meint, es wäre vielleicht eine eher kindlich anmutende Ansprache mit der Motzkiste, aber sie wäre da, um Kritikpunkte zu sammeln und »von daher kann ich Sie nur herzlich bitten, von dieser Gebrauch zu machen«. Während sie dies in Richtung des Teilnehmers sagt (der nicht hinschaut) zieht dieser die Mundwinkel nach unten und legt den Kopf ein wenig zur Seite in Richtung seines Nachbarn. Die Moderatorin läutet die Pause ein und verweist auf die daran anschließende Arbeit in den Räumen, deren Ort man auf einer Pinnwand im Eingangsbereich lesen könne. (Ausschnitt aus dem Protokoll »Vision«: Z. 105–127)

Im Folgenden soll der Umgang mit Kritik in der Situation insbesondere in materiel-ler Hinsicht beleuchtet werden. Der Teilnehmer hat sich kurz vor der Pause noch eine Öffentlichkeit für seine Kritik verschafft (»Lokale Intelligenz mobilisieren – das kann sie gut«, »Was die Veranstaltung glaube ich nicht kann, ist die große Weichenstellung«) und Vorstellungen für ein in seinen Augen gutes Format artikuliert (»wirklich konkrete, größere Formate«, »Stakeholder, Wirtschaft und Planer zusammen bringen«). Wenn eine Moderation jemandem das Wort erteilt, ist stets ungewiss, welcher Art der Redebeitrag sein wird. Dieses Risiko, noch dazu kurz vor der

Pause, ist die Moderatorin hier eingegangen. Der Verweis auf die Motzkiste ermöglichte, die Kritik umzulenken und in der Ablaufplanung weiter verfahren zu können.

Die Motzkiste mutet recht kindlich an – ein starker Verweis auf die Formsprache der Kinder- und Jugendpartizipation, in der sie meist zum Einsatz kommt (z.B. im Beschwerdemanagement). Sie transportiert, dass mit Kritik grundsätzlich gerechnet wird und auch, dass emotional vorgetragene Kritik keine Unbekannte in Situationen veranstalteter Partizipation ist. Der eigentliche Sinn einer Motzkiste ist es, einer spezifischen Öffentlichkeit einen geschützten Raum zu bieten, sich zu äußern. Es geht um die Öffnung von Diskursen und die Bereitstellung einer Kommunikationsmöglichkeit. Mit einer Motzkiste sollen die Zugangshürden für kritische Meinungsäußerung flach gehalten werden. Wer eine Motzkiste nutzt, kann anonym und in eigenen Worten die Meinung (schriftlich) kundtun. Es geht um die Sichtbarmachung von Kritik und Bedürfnissen einer spezifischen Gruppe – in deren alltäglicher Sprache. Ziel ist es ferner, dieses Alltagswissen in einen (politischen) Diskurs einzuspeisen. So sammelte etwa die »Aktion kritischer Schüler_innen« österreichweit in mehreren Städten mit einer Motzkiste Anliegen, Probleme, Wünsche und Beschwerden. Die Praktik des Motzens wurde hierbei im Sinne einer zivilgesellschaftlichen Aktivierung politisch produktiv gemacht: Wenn sich Schüler_innen über das Schulsystem und dessen Probleme beschwerten, würde das von Lehrpersonen, Eltern oder Politiker_innen als Jammern oder Motzen abgetan. Die Schüler_innen deuteten dies um und wollten das Motzen ernst nehmen – mit einer Motzkiste.² Dabei wurde eine Masse an thematisch spezifischen, aber alltagssprachlich gebundenen Kritiken und Äußerungen zum Schulsystem gesammelt, die dazu genutzt wurde, Druck auf die politische Ebene auszuüben. Ohne das Ziel, das Produkt – das geballte »Motzwissen« – dafür zu verwenden, Verbesserungen im Sinne der Befragten zu erzielen, verlöre die Motzkiste jedoch ihren spezifischen Zweck und ihre politische Produktivität. Während im Beispiel der kritischen Schüler_innen das Motzen als etwas Sinnvolles und Wichtiges dargestellt wurde, weil es wertvolles Wissen akkumulierte, erscheint das Motzen in der beschriebenen Situation als eine Praktik, die einen subjektiven Standpunkt spezifisch platziert. Die Motzkiste wird zum Mittel der Kanalisierung einer den Ablauf beeinträchtigenden Kommunikationsform: Die Kritik soll in der Situation nicht öffentlich artikuliert und damit nicht für alle hörbar werden. So wird ihr die Möglichkeit entzogen, Teil der situierten Meinungs- und Willensbildung zu sein und es ist unklar, ob die Kritik im Nachgang veröffentlicht und bearbeitbar wird. Dies erklärt die Moderatorin nicht. Der Kritik wird ein besonderer Ort zugewiesen, was als Mittel, den Dissens zeitlich und räumlich einzuhausen, strategisch sinnvoll für die professionellen Akteur_innen in der Situation sein dürfte.

2 Siehe dazu https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20160920_OTS0073/aktion-kritischer-schuelerinnen-startet-mit-motzbox-tour (zuletzt geprüft am 14.05.2024).

Die Figur, die auf der Motzkiste steht (im Folgenden: Motzmonster), ist rot – eine Farbe, die allgemein mit Emotionalität assoziiert wird. Die Figur schaut grimmig und fokussiert mit heruntergezogenen Augenbrauen nach vorn. Der aufgerissene Mund verheißt die Artikulation von Kritik in einer Form, die nicht sachlich und ruhig ist, sondern wütend. Es sind emotional konnotierte Artikulationen, die auf Kritik aus einer Position der Betroffenheit rekurren. Die kleinen Ärmchen links und rechts stehen in einem schiefen Verhältnis zur Wichtigkeit des Körpers. Sie wirken wie kümmerliche Fortsätze, die im Moment des machtlosen Fuchtelns eingefroren sind. Das Motzmonster schimpft, hat aber keine körperliche, im Gegenständlichen wurzelnde Kraft. Es nutzt gewaltige Worte, aber scheint keine Ressourcen zu haben, das umzusetzen, wofür es sich einsetzt. So wirkt es fast schon bemitleidenswert. Mit der Figur auf der Motzkiste kann analytisch eine Parallele zur Konstruktion des sog. Wutbürgers gezogen werden. Die Kritik, die er oder sie äußert – etwa im Rahmen eines Planungsprozesses – sowie die Art und Weise, wie dies passiert, werden diskursiv als Herausforderung für die Organisator_innen markiert und negativ konnotiert. So ist grundsätzliche, radikale Kritik im konsensorientierten Partizipationsverständnis von Planung und Verwaltung schwer bearbeitbar. Hinzu kommt die wütend-emotionale, anklagende und von persönlicher Betroffenheit geprägte Art der Artikulation von Kritik: Sie steht im Spannungsverhältnis zur von Rationalität geprägten Sphäre von Politik und Verwaltung, in der (wie es die feministische Kritik überspitzt formuliert) »Emotionen und Geschlecht [...] beim Betreten des öffentlich-politischen Raumes abzulegen [seien] wie ein Mantel« (Sauer 1997: 3), den man an der »Emotionsgarderobe« (ebd.: 3) abgeben müsse. Dabei hat die Konstruktion des Wutbürgers eine Funktion für die Planungsebene. Er bietet die Möglichkeit, sich von der angenommenen singulären Betroffenheit abzugrenzen und die Orientierung am Allgemeinwohl zu betonen. Ebenso wie die NIMBYs ist der Wutbürger eine prägnante Figur im Partizipationsdiskurs, der Planungsprozesse herausfordert, sie verzögert, erschwert und sich ggf. erst dann zu Wort meldet, wenn die Planungen weitgehend abgeschlossen sind – mithin also zeitlich, inhaltlich und bezogen auf die Art der Kommunikation nicht in Passung zu Planungs- und Verwaltungsroutinen geht.

In Anbetracht dessen, dass die Kritik des Teilnehmers am Format wenig unsachlich vorgetragen wurde und die Rede auch nicht als besonders wütend bezeichnet werden kann, irritiert es, sie in die Motzkiste verlagern zu wollen. Es kann angenommen werden, dass die Moderatorin so mit dem Ablauf reibungslos fortzufahren gedachte. Darüber hinaus konnte sie am konkreten Beispiel in die Funktion der Motzkiste einführen, auf die sie vorher noch nicht eingegangen war. Durch ihre Rolle als Moderatorin muss sie auf die Wortmeldung reagieren und die Spannung ausagieren, die sich zwischen dem Startsignal für die Pause und der Interruption durch das Aufmachen der Kritik ergeben hat. Sowohl der Teilnehmer als auch die Moderatorin führen hier vor, wie Ordnung in Situationen der Kritik hergestellt wird. Die

anderen Anwesenden ›lernen‹ damit, wie mit Kritik umgegangen wird, nämlich in Form des Einhausens in einem materiellen Ort und damit verbunden der situativen Nicht-Thematisierung. Die Weiterführung des Ablaufes wird hier bedeutender gemacht als das kritische Feedback.

8.3 Zur Materialität der Moderationsmethode

Situationen veranstalteter Partizipation sind, wie bereits gezeigt werden konnte, methodisch gestaltet. Besonders jedoch ist die Moderationsmethode hervorzuheben. Sie dient dazu, kollaboratives Arbeiten zwischen Menschen zu unterstützen. Die Moderationsmethode setzt auf das mehrschrittige Sammeln, Visualisieren, Ordnen und Gewichten von Ideen, Problemen, Sichtweisen etc. auf einzelnen Papierkärtchen (in Abwandlungen auch digital, auf Tischtüchern etc.).³ Indem der Fokus auf das kollektive, vernetzte Wissen gelegt und nicht vorab strukturiertes Wissen abgefragt wird, sollen kreative Potenziale besser genutzt werden. Zudem wird angenommen, dass aufgrund des kooperativen Stils auch die Identifikation der Beteiligten mit dem Prozess erhöht und die hierarchischen Strukturen aufgelockert werden (zum Zusammenhang zwischen Beteiligungs- und Lernprozessen siehe etwa Säck-da Silva 2009: 165ff.).

Die Moderationsmethode wird in der Praxis häufig adaptiert und abgewandelt. Ohne also die exakte Methode zu meinen, wird sich im Folgenden auf die Arbeitsweisen der Moderationsmethode bezogen, insbesondere auf das Sammeln, Verschlagworten, Systematisieren und Visualisieren mittels Moderationskarten und der dazugehörigen Materialien. Sie dienen dazu, Antworten und Gedanken, Ideen und Kritikpunkte zu einer spezifischen Frage in der Situation für die Anwesenden schriftlich zu synchronisieren und zu veröffentlichen. Auch, um einen Prozess zu dokumentieren, erweisen sich Moderationskarten als dienlich. So sind Fotodokumentationen in der Praxis weit verbreitet, in denen nach Veranstaltungsende abfotografierte Pinnwände mit beschrifteten und geclusterten Moderationskarten die Ergebnisse festhalten. Moderationskarten in verschiedenen Farben und Formen, Marker, Pinnadeln und Klebepunkte, meist verpackt in gut sortierten Moderationskoffern, gehören zu den essenziellen Materialien der

3 Die Moderationsmethode, auch als Metaplan-Methode bezeichnet, geht zurück auf die Brüder Eberhard und Wolfgang Schnelle, die als Organisationsberater eine Lösung dafür suchten, das Wissen der Mitarbeitenden nicht linear, sondern vernetzt fruchtbar zu machen. Die damit einhergehende Enthierarchisierung des Wissenszugangs stellte sich nicht nur als förderlich für die Entwicklung von Innovationen heraus, sondern erwies sich gleichermaßen produktiv für eine partizipativere Organisationsstruktur (zur Geschichte visualisierter Diskussionsführung siehe Kühl 2002).

Partizipationsszene. Sie sind die materialisierten Symbole des Partizipationsdiskurses in der Praxis. Sie sind »auf eine für sie spezifische Weise in den Vollzug von Praktiken involviert« (Hirschauer 2004: 75) und sind somit am *doing participation* in Situationen veranstalteter Partizipation unmittelbar beteiligt.

Im Folgenden werden zwei empirische Beispiele analytisch aufgeschlüsselt, in denen die Nutzung von Moderationskarten eine wichtige Rolle spielt. Vor dem Hintergrund der Frage nach den Artikulations- und Repräsentationsmöglichkeiten der Alltagsakteur_innen wird reflektiert, wie die Materialität der jeweiligen Situation an der Behinderung dieser Möglichkeiten beteiligt ist – wenn auch in je anderen Nuancierungen und Settings.

8.3.1 Invisibilisierung von Alltagsakteur_innen: Das Beispiel eines Top-down-Verfahrens

Zu lesen ist im Folgenden der Ausschnitt aus einem Beobachtungsprotokoll zu einer Informations- und Diskussionsveranstaltung bezüglich eines Sportplatzes, der direkt angrenzend an eine kleine Einfamilienhaussiedlung gebaut werden soll. Mit der Veranstaltung werden vornehmlich die Anwohner_innen adressiert. Der Raum für die Veranstaltung wurde umfänglich umgestaltet und es wird ein breites Arsenal verschiedenster Materialien (von Präsentationstechnik über Pinnwände, Moderationsmaterial bis hin zu Keksen und heißen und kalten Getränken) aufgefahren. Der Bau des Sportplatzes ist umstritten. Eine Anwohner_inneninitiative hat sich gebildet, die den Planungsprozess scharf kritisiert. Das Treffen findet an einem Werktag abends um 18 Uhr in der Cafeteria einer sozialen Einrichtung in unmittelbarer Nähe zum geplanten Sportplatz statt. Die Veranstaltung dient sowohl der Information über den Stand der Planungen als auch der Diskussion der von den Anwohner_innen ins Spiel gebrachten alternativen Standortvorschläge für den Sportplatz sowie dem Austausch zu diversen Gutachten zum Bau. Neben 13 Anwohner_innen sind auch sechs mit den Themen des Planungsprozesses befasste Verwaltungsmitarbeiter_innen sowie Vertreter_innen des Fußballvereines (der den Platz nutzen will), Ansprechpartner_innen des Trägers der sozialen Einrichtung, in denen die Veranstaltung stattfindet, sowie drei politische Vertreter_innen vor Ort. Der Ausschnitt setzt nach einer Reihum-Vorstellungsrunde aller Anwesenden ein.

Das Wort geht wieder zur Moderatorin. Sie kündigt an, nun die Vereinbarungen vom ersten Treffen mit den Anwohner_innen vorzustellen. Hinter ihr ist Platz für drei Moderationswände, die nebeneinander angeordnet sind – auf zwei von ihnen sind Pläne zu sehen – einer mit »alt« und einer mit »neu« betitelt. Auf der dritten Wand steht »Vereinbarungen und To Do«. Auf dieser sind »Aufgaben« aufgelistet: »Lichtgutachten, Naturschutzgutachten, Lärmschutzgutachten, Baugrundgutachten, Parkplätze, ÖPNV, Geh- und Radwegebeleuchtung« stehen als

Begriffe, deutlich lesbar bis in die letzte Reihe, handschriftlich geschrieben untereinander. »Auf diese einzelnen Punkte werden die Kollegen von der Verwaltung jetzt nach und nach eingehen«, sagt die Moderatorin. Damit übergibt sie das Wort einem Mann, der etwa Mitte/Ende dreißig ist. Er steht schwungvoll auf und beginnt sogleich mit seinen Ausführungen. Die Moderationswand mit dem Plan »neu« wird etwas zentraler und nach vorn gezogen. Immer wieder bezieht er den Plan mit ein, zeigt auf eine Stelle, umrahmt einen Bereich. »[...] Und von daher ist der Schallschutz hier besonders wichtig [...] Und wir sind auch der Meinung, dass die Stellplätze nicht reichen« und neue Plätze geschaffen werden müssten. Dann meldet sich der erste Anwohner zu Wort. [...] »Wer schützt'n uns?«, fragt der augenscheinlich älteste Anwohner. Der Mann ist in Jeansjacke gekleidet und sitzt in der Mitte des Raumes. »Da kommste nach Hause und die Bude is ausgeräumt. Ich wohne seit sechzig Jahren hier [...] Der Sportplatz nimmt uns alles, was wir bis hierhin verdient haben.« Ich kann ihn zwar nicht von vorn sehen, höre an seiner Stimme aber, dass er emotional sehr bewegt ist. Sie ist etwas brüchig, so als müsste er zwischendurch die Fassung bewahren. Währenddessen höre ich immer wieder ein »Genau!« und »Genau!« aus den Reihen der Anwohner_innen. Er sei 83 Jahre alt und wenn das Haus irgendwann verkauft werden würde, da würde er doch kein Geld mehr für bekommen wegen des Sportplatzes. Und was sei denn mit dem Metall im Boden, fragt er nachdrücklich, zu LPG-Zeiten sei da einiges im Boden verankert worden, was nun auf die Füße fallen könnte. »Sie meinen das Baugrundgutachten? Hmm, das kommt noch«, erwidert der Verwaltungsmitarbeiter. »Aber vielen Dank nochmal für den Hinweis, das nehmen wir gerne an«, fügt er hinzu. Die Moderatorin steht währenddessen etwas abseits in der Nähe des Tresens, auf dem geordnet Moderationskarten, Pinnadeln und Stifte liegen. Sie schreibt auf ovalen gelben Moderationskarten mit: »Baugrundgutachten wird gemacht Kontakt«. Zwischendurch verschwindet sie hinter der zentral platzierten Pinnwand mit dem Plan, um die Moderationskarten auf der hinteren Pinnwand zu platzieren. (Beobachtungsprotokoll »Sportplatz Anwohner_innen«: Z. 48–93)

Im Folgenden soll insbesondere der Prozess von der Artikulation des Anwohners bis zum Anheften der Karte durch die Moderatorin fokussiert werden. Dabei wird die diskursive Diskrepanz zwischen der Kritik deutlich, die durch den Anwohner zum Ausdruck gebracht wird, und dem, was im Zuge der Verschriftlichung auf der Moderationskarte daraus gemacht wird.

Während der Anwohner die Veranstaltung nutzt, um seine Kritik zu formulieren und durch den kollektiven Protest der versammelten Anwohner_innenschaft öffentlich Druck aufzubauen – also eine Öffnung des situierten Diskurses herbeizuführen, zeichnet sich dies auf der Moderationskarte nicht ab. Auf dieser steht »Baugrundgutachten wird gemacht → Kontakt«. Die Karte bezeugt, dass ein standardmäßiger Vorgang im Planungsprozess stattfinden wird und dass man einen Kontakt habe. Gemeint ist sicherlich der Kontakt zum Anwohner, der Hinweise über die

Altlasten im Boden hat. Dies ist unter drei Gesichtspunkten bezüglich der Frage, wie der situierte Diskurs entlang materieller Praktiken mitgeformt wird, analytisch relevant: Erstens findet hier eine inhaltliche Selektion statt, über die kein Einvernehmen zwischen Moderatorin und Anwohner hergestellt wird. Die Fragen des Anwohners etwa nach dem Schutz vor Einbrüchen und nach dem Wertverlust der eigenen Immobilie werden nicht übernommen. Einzig die den unmittelbaren Partizipationsgegenstand tangierende Frage nach der Prüfung von Altlasten im Rahmen des Baugrundgutachtens wird verschriftlicht. Das Wissen des Anwohners wird hier im Sinne lokaler Expertise eingeordnet und für die Planung nutzbar gemacht. Zweitens wird die Ebene der Emotionalität bearbeitet. Der Anwohner ist wütend, entrüstet sich, hat Angst vor dem Verlust der Kontrolle, fühlt sich ohnmächtig. Die mit seiner Wortmeldung transportierten Emotionen spiegeln sich jedoch nicht auf der Moderationskarte wider. Sie wurden zugunsten des für die Planung inhaltlich relevanten rationalen Arguments getilgt. Drittens hat sich auch bezüglich des Aktivitätslevels zwischen aktiv und passiv etwas verändert: Während der Anwohner im Aktiv spricht (wer schützt, du kommst, ich wohne, er nimmt), wird ihm diese Handlungsfähigkeit als Subjekt, zumindest auf der Moderationskarte, wieder genommen. Er wird dort passiv platziert als Wissensträger, der ggf. kontaktiert wird. Indem sich der Planer bei ihm für den Hinweis mit den Altlasten bedankt und seinen Kontakt aufzunehmen gedenkt, macht er ihm vielmehr zum Komplizen im Anliegen, das Planungsvorhaben umzusetzen. Der Konflikt, den der Anwohner äußert, wird jedoch diskursiv invisibilisiert. Insgesamt betrachtet, wird er im Verlauf der Moderation vom handelnden Akteur zur zu nutzenden Ressource im Rahmen des Planungsprozesses. Dies wiederum materialisiert sich auf der Moderationskarte, die nichts vom Alltagswissen des Anwohners transportiert und die Blockierung der Artikulations- und Repräsentationsmöglichkeiten des Alltagsakteurs auch materiell abbildet. Im Vollzug der Praktiken werden damit diskursiv eher die Interessen der Planung aktualisiert und betont.

8.3.2 Invisibilisierung von Alltagsakteur_innen II: Zwischen Empowerment und Verwaltungslogik

Im Folgenden geht es erneut um die Praxis des Verschlagwortens auf Moderationskarten, allerdings ist diese anders nuanciert als im ersten Beispiel. Bei der Situation handelt es sich um ein Dialog-Forum, dass sich an behinderte⁴ Menschen und deren Netzwerke richtet. Das Forum zielt darauf ab, deren politische Partizipations-

4 In der Praxis wird in der Regel der Terminus »Menschen mit Behinderung« genutzt. An dieser Stelle orientiere ich mich jedoch an der materialistischen Behindertenpädagogik (Jantzen 2003). Die intransitive Form »behinderte Menschen« weist auf das gesellschaftlich Behindert-Werden der Menschen hin.

möglichkeiten auf der kommunalen Ebene einer deutschen Großstadt zu fördern. Hier geht es darum, möglichst viele Stimmen in der kurzen Zeit zu sammeln. Es ist dabei ein Startschuss für die Neuentwicklung eines langfristigen partizipativen Formates in der Stadt. Es wird initiiert von der Verwaltung (insbesondere von den mit den Themen Behinderung und Inklusion befassten Stellen sowie den Akteur_innen, die für Beteiligung zuständig sind) und in Kooperation mit Betroffenengruppen und Akteur_innen der Sozialen Arbeit organisiert. Die folgenden Ausführungen zeigen, wie alltagsweltliche Diskriminierungserzählungen in wenigen Worten auf einer Moderationskarte verschriftlicht werden und wofür das Verschlagworten diskursiv produktiv ist.⁵ Das materielle Setting der Veranstaltung ist ein großer städtischer Veranstaltungsraum:

Auf den Punkt genau um 16.00 Uhr betrete ich den bereits gut gefüllten Veranstaltungssaal des Altbaus, der relativ klassisch mit Reihenbestuhlung und Platz für ein (nicht erhöhtes) Podium gestaltet ist. Die Stuhlreihen stehen luftig mit Platz für bewegungseingeschränkte Menschen. Im hinteren Bereich des mit Parkett ausgelegten Raumes mit den großen Fenstern stehen vier Tischgruppen plus Moderationswände, auf denen sich teils farbige Zettel befinden. Ich reime mir zusammen, dass die blaue Karte, die ich erhielt, als ich die Teilnahmeliste ausfüllte, etwas mit den farbig markierten Tischen zu tun haben muss. Ich setze mich in die hinterste Reihe an den Rand. Stühle werden von den Tischen in die Stuhlreihen getragen, um sie zu erweitern. Im Publikum sitzen zahlreiche bewegungseingeschränkte Menschen, auch einige stark eingeschränkte Menschen in joystickgesteuerten Rollstühlen sind dabei. (Beobachtungsprotokoll »Forum«: Z. 4–14)

Der Ablauf der Veranstaltung sieht einen ersten frontalen Teil und einen zweiten, dezentrierten Teil an den Tischen vor. Die Hauptmoderatorin führt die Anwesenden durch die einzelnen Programmpunkte. Nach Begrüßungsworten durch Mitarbeitende der Verwaltung leitet sie über zum eher interaktiven, zweiten Teil der Veranstaltung.

Die Moderatorin lüftet das Geheimnis, was es mit den Karten auf sich hat, noch immer spricht sie ruhig, freundlich, ihr scheint es Spaß zu machen, was sie tut. Ich empfinde sie als authentisch. Die Karten stünden jeweils für einen Tisch im »World Café«, an dem die Teilnehmenden dann Platz nehmen würden, um sich auszutauschen. Sie schließt mit den Worten: »Ich wünsche uns einen angenehmen Austausch miteinander« und »Wichtig ist, dass es kein Richtig und kein Falsch gibt [...], dass man wertschätzend miteinander umgeht« oder »[...] dass alle zu Wort kommen und Verständnis hergestellt wird, das ist ganz wichtig.« (Beobachtungsprotokoll »Forum«: Z. 62–69)

5 Teile der folgenden Ausführungen (8.3.2) sind auch in Pigorsch (2021c) reflektiert worden.

In der Situation soll die Methode des World Cafés zur Anwendung kommen. Vor dem Hintergrund des Ziels der Herstellung von Öffentlichkeit, in diesem Falle für die Belange einer gesellschaftlich marginalisierten Gruppe, erscheint sie geeignet, um kommunikative Hürden niedrig zu halten und auch jene anzusprechen, die sich bei einem frontalen Format nicht zu Wort melden würden. Dies wird bereits in den Worten der Moderatorin deutlich, als sie überleitet zu der geplanten Arbeit an den Kleingruppen-Tischen und einen angenehmen Austausch miteinander ohne Richtig und Falsch wünscht. Sie appelliert an einen verständigungsorientierten und wertschätzenden Umgang miteinander. Es impliziert gleichsam, dass dies gesellschaftlich nicht die Regel ist und ein Austausch, in dem es kein Richtig und kein Falsch gibt, etwas Gutes, vielleicht auch Neues, Innovatives darstellt. Somit konnotiert sie die Arbeitsphase in den Kleingruppen mit der Erwartung einer von Leistungsdruck entlasteten Offenheit und Neugierde. Der Austausch soll angenehm sein und als positiv empfunden werden. Die damit verbundene Vorstellung von Partizipation zeigt sich als sensibilisiert für die Härte und Sachlichkeit der politischen Sphäre. Das Format als solches scheint sich dem bewusst zu widersetzen und legt damit eine Normativität an den Partizipationsbegriff an, der mit den Diskursen zu Partizipation insbesondere in pädagogischen Kontexten oder jenen der Sozialen Arbeit in Übereinklang zu bringen ist. Denn es wird damit auch impliziert, dass alltagsweltlich gebundenes Wissen politisch ist, dass Beeinträchtigungen des Alltags nicht individualisiert betrachtet werden dürfen, sondern politisiert werden müssen. Es geht um Sichtbarmachung und die Inszenierung einer politischen Praxis, die sich der Marginalisierung von Positionen entgegenstellt. Diese implizite Normativität bewirkte eine für mich situativ spürbare Atmosphäre der Motivation. Als ich zu einem späteren Zeitpunkt ins Gespräch mit einer der Teilnehmenden komme, sagt sie, dass es wichtig sei, solche Veranstaltung zu machen, um behinderten Menschen eine Möglichkeit zu geben, öffentlich von ihren Schwierigkeiten zu sprechen, dass es wichtig sei, auch von der Politik gehört zu werden. Man müsse halt dranbleiben und sich einbringen (Beobachtungsprotokoll »Forum«: Z. 211–214).

Das World Café ist in der Partizipationsszene zu einer Art Marke geworden: wer den Terminus benutzt, teilt spezifische Assoziationen mit anderen, denen Begriff und methodische Praxis ebenfalls geläufig sind. Dies ermöglicht, dass sich z.B. eine Kommune im Wettbewerb kommunaler Partizipationsansätze – hier im Bereich der Inklusion und Teilhabe – durch die Nutzung einer spezifischen Markensprache kompetent zeigen kann. Die Methode selbst wird in der konkreten Situation übrigens in abgewandelter Form umgesetzt als es in Methodenhandbüchern sonst beschrieben wird (etwa in *Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin* 2012). Die Teilnehmenden sollen nämlich nicht selbst auf Tischdecken schreiben, sondern die Verschriftlichung wird durch eine Tisch-Moderation auf Moderationskarten vorgenommen. Dies liegt vermutlich in den körperlichen Einschränkungen der Teilnehmenden sowie den engen räumlichen Möglichkeiten begründet. Und

auch die zeitlichen Möglichkeiten von einer halben Stunde limitieren die Methode. Die Abwandlungen zum ursprünglichen World Café werden in der Situation selbst nicht erklärt. Im Grunde teilt das Setting nur den Namen und den dezentrierten Ansatz mit der Methode des World Cafés, was vor dem Hintergrund der Nutzung der Markensprache als funktionales Wording gerahmt werden kann.

Im Folgenden ist ein Ausschnitt aus dem Beobachtungsprotokoll zu lesen, in dem das Verschlagnworten exemplarisch beschrieben wird. Nachdem sich die Teilnehmenden des Forums den zuvor festgelegten Tischen zugeordnet haben, ergreift die Moderatorin das Wort:

Die Moderatorin unseres World Café-Tisches schaut aufmerksam in die Runde. Sie wirkt auf mich ein wenig hektisch und startet sogleich in die Vorstellung der Themenkomplexe, zu denen gesprochen werden kann. Diese sind als Überschriften an Pinnwänden zu lesen: »Barrierefreiheit/Mobilität/Umwelt«, »Bildung, Arbeit und Beschäftigung«, »Soziale Sicherheit und Teilhabe«, »Freizeit/Sport/Kultur« sowie »Gesundheit und Pflege«. Sie fordert die Teilnehmenden auf, ihre Belange, Probleme und Fragen zu beschreiben und kündigt an, auf Moderationskarten mitzunotieren, was die wesentliche Aussage ist. Es geht los mit einer jungen Frau, die eine andere junge Frau im Rollstuhl begleitet und in ihrem Alltag unterstützt. Sie spricht von großen Schwierigkeiten, die Rollstuhlfahrer_innen im öffentlichen Nahverkehr haben. Sie hat eine unverstellte, klare Art zu sprechen und wirkt auf mich, als fühle sie sich genau am richtigen Platz: »Rollis werden teils einfach nicht mitgenommen!«. Einmal wurde sie, als sie einen gebrochenen Arm hatte, vom Busfahrer aufgefordert, die Rampe selbstständig an den Bus anzulegen. Da sie dies nicht bewerkstelligen konnte, fuhr der Bus einfach ohne die beiden weiter. Die junge Frau scheint empört, wirkt dabei aber trotzdem gelassen. Die Moderatorin fasst das Gesagte kurz zusammen – dass hier das Thema Verkehr angesprochen sei und insbesondere die Offenheit und das Verständnis des Personals der Verkehrsbetriebe gegenüber Menschen im Rollstuhl problematisch seien. Sie fragt, was sie auf die Moderationskarte schreiben soll und da nach einem kurzen Moment keine Antwort kommt, schlägt sie »zu wenig Rücksichtnahme bei (einigen) Fahrern der Verkehrsbetriebe« vor. Da die junge Frau nichts dagegen hat, schreibt die Moderatorin dies so auf. Sie steht auf und pinnt die Moderationskarte an eine Pinnwand, auf der die Oberbegriffe der Themen angebracht sind. Die Moderatorin ordnet die Karte dem Themenfeld »Barrierefreiheit/Mobilität/Umwelt« zu und setzt sich dann wieder auf ihren Platz. Eine der beiden älteren Damen im Rollstuhl (die in der Vorstellungsrunde ihr jahrelanges Engagement für Menschen im Rollstuhl kurz beschrieben hatten) kommentiert das Gesagte mit »da muss man dranbleiben«. Eine andere Frau im Rollstuhl weist auf eine Telefonnummer hin, die an den Haltestellen vermerkt sei und die man nutzen könne, um solche Dinge beim Verkehrsbetrieb zu melden. Die Runde erzählt von allein. Die Anwesenden unterbrechen sich nicht gegenseitig, sondern warten ab, bevor ein neues The-

ma angesprochen wird. Die junge Begleiterin der Frau im Rollstuhl meldet sich erneut zu Wort und merkt an, dass viele ihr ihre eigene Behinderung gar nicht ansehen würden. Sie würden sich z.B. kritisch äußern, wenn sie mit ihrer Mutter einen Behindertenparkplatz »blockieren« würde, obwohl ihr dieser ja zustehe. Die Runde der Teilnehmenden zögert, ob es Sinn macht, dies auf einer Moderationskarte zu verschlagworten. Eine der beiden engagierten Frauen neigt skeptisch den Kopf und sagt etwas, was ich nicht verstehen kann. Ihre Nachbarin nickt. Die Moderatorin bestärkt die junge Frau, zusammenzufassen, was auf einer Moderationskarte vermerkt werden könne. Sie sagt dazu nichts und schaut die Moderatorin mit kaum merklichem Achselzucken an. Auch die Moderatorin lässt sich Zeit, einen Vorschlag zu machen. Ein Mann im mittleren Alter hilft der Moderatorin mit dem Stichwort »Toleranz der Umwelt« weiter. In der späteren Dokumentation wird noch etwas dazu geschrieben, nämlich »Nicht nur Menschen im Rollstuhl haben eine Behinderung«. Die Karte wird unter die Überschrift »Soziale Sicherheit und Teilhabe« gepinnt. Es geht zügig weiter mit der Schilderung von Erfahrungen und Problemen. (Beobachtungsprotokoll »Forum«: Z. 86–119)

Im Folgenden wird gezeigt, wie Prozesse sozialer Ausschließung in der Situation hervorgebracht werden, obwohl die professionellen Akteur_innen dies nicht intendieren. Fokussiert wird, wie in diesem Format veranstalteter Partizipation durch die Nutzung von Moderationstechniken und -materialien Wissen und Deutungsangebote situativ hervorgebracht, bearbeitet und letztlich begrenzt und behindert werden.

8.3.2.1 Verschlagworten im Spannungsfeld zwischen Ermächtigung und Begrenzung

In der Sequenz spricht eine Frau, die selbst eine Behinderung hat, die für Außenstehende aber nicht unbedingt sichtbar ist. Es ist zu vermuten, dass sie einen entsprechenden Schwerbehindertenausweis hat, der ihr nach Beantragung ermöglicht, einen ausgewiesenen Parkplatz zu benutzen. Da sie aber optisch nicht als körperlich eingeschränkt wahrgenommen wird, macht sie die Erfahrung, dass ihr unterstellt wird, sie nutze diese Ressource zu Unrecht. Dies erfährt sie wiederum als Diskriminierung. Ihre Artikulation – in einer auch emotional nachfühlbaren Art und Weise mit spürbarer Empörung vorgetragen – kann als Praktik der Aneignung der Situation gelesen werden: Für die Frau scheint die Veranstaltung der »richtige« Ort zu sein, um Diskriminierungserfahrungen zu äußern und zu bearbeiten. Was dies genau heißt und bedeutet, wer die Kritik äußert und was sie vielleicht schon unternommen hat, wird allerdings nicht weiter thematisiert und auch nicht nachgefragt. Es setzt Schweigen ein, wo vorher noch reger Austausch zu vernehmen war. Diese nicht-sprachliche Praktik ist aus analytischer Perspektive interessant, unterbricht sie doch den Ablauf der Situation merklich. Was ist passiert? Die Temporalität, die

es eben noch gab – also das Nacheinander-Sprechen und Verschlagworten in recht kurzer Abfolge – wird unterbrochen. Dies kann als Unklarheit interpretiert werden, ob dies ein Thema für eine Moderationskarte ist. Und wenn es ein Thema ist, worum geht es hier? Ein für sie alltägliches Problem – die Nutzung (unter Konfliktbedingungen) eines ihr zustehenden Parkplatzes und die damit einhergehenden Erfahrungen der Diskriminierung – deutet im Grunde auf ein gesellschaftliches Problem hin, nämlich einen Rechtmäßigkeitsdiskurs, in dem ihr die Ressourcen, die für behinderte Menschen gesichert sind, in Abrede gestellt werden, weil sie nicht sichtbar und damit als äußere Zeichen nicht für alle einsehbar sind. Diese Interpretationsarbeit gelingt leichter in der analytischen Distanz, doch dort in der Situation, in der es schnell gehen muss, wird die Komplexität des Themas nicht diskursiv ausgeweitet, sondern es wird sowohl die Option übersprungen, dass die junge Frau erklärt was sie als problematisch empfindet, als auch die gemeinsame Erläuterung, was dies im Rahmen der Veranstaltung bedeutet. Stattdessen wird schnell nach einer Formulierung für die Moderationskarte gesucht. Nur wenige Schlagworte finden auf einer Moderationskarte Platz. Um diese zu füllen, setzt eine Suchbewegung ein, was auf die Karte geschrieben werden könnte. Es scheint ein komplexes Feld von Abwägungen zu sein, das sich hier eröffnet. Dieser Vorgang ist entscheidend, denn je nachdem, wozu eine beschriebene Moderationskarte dient, welche Funktion sie hat, wird sie auch anders beschriftet: Geht es um ein Forum, in dem Diskriminierungserfahrungen gesammelt werden, um diese schließlich im Rahmen politischer Selbstorganisationsprozesse öffentlich zu artikulieren, wird etwas Anderes auf der Karte stehen, als wenn das Forum dazu dient, die Themen für die nächsten Treffen zu sammeln und zu priorisieren. Die Veranstaltungsankündigung ebnet beiden Narrativen den Weg. Und auch die durch die Moderatorin artikuliert Zielsetzung, nämlich die Probleme und Interessen der Menschen mit Beeinträchtigungen zu hören und zu sammeln, lässt sich sowohl mit einer ermächtigenden Perspektive *from below* als auch mit der Perspektive koproduktiven Verwaltungshandelns verknüpfen. Und so erscheint das Schweigen wie eine stille Suchbewegung in den unklaren Richtungen der Partizipation, die in der Veranstaltung aufgerufen werden. So wird diffus, welche Funktion die Verschlagwortung und damit auch die Materialität der Moderationskarte hat.

In dieser Unterbrechung der Temporalität liegt auch eine Unterbrechung der Aneignung der Situation durch die Teilnehmerin. Ihr »Raum der Repräsentation« (Lefebvre 1991) scheint nicht in das Format der Moderationskarte zu passen. Das Muster der Repräsentation, das die Veranstaltung vorschlägt, taugt nicht zur Übersetzung ihrer Erfahrungen. In diesem Moment wird wichtiger, dem vorgesehenen Ablauf, eine Moderationskarte zu beschriften und diese einem Oberthema zuzuordnen, zu folgen, als bei der Erzählung und den Erfahrungen der Frau zu bleiben. Die strenge zeitliche Taktung und methodische Gestaltung an den World Café-Tischen ist situativ mit dem Übergehen dieser Gelegenheit, dem Erfahrungswissen der All-

tagsakteurin Raum zu geben, verbunden. Die Situation ist institutionell so arrangiert, dass die Artikulationen verschriftlicht werden, dass es ein Produkt gibt, das in Form einer Pinnwand mit Kärtchen darauf präsentiert und dokumentiert werden kann. Die mit dem Ablauf betraute Moderatorin fragt nach, was auf die Karte geschrieben werden könnte. Die Frau zuckt kaum merklich mit den Achseln und scheint ratlos oder verunsichert zu sein. Auch die Moderatorin selbst macht keinen Vorschlag. Es ist nicht nur die Suche nach geeigneten Schlagworten, sondern wirkt wie eine Suchbewegung nach dem Sinn und der Funktion der Veranstaltung. Was kann auf die Karte geschrieben werden und wozu dient die Karte? Passt die geschilderte Erfahrung zum Konzept der Veranstaltung? Ist das ein Thema für dieses Dialog-Forum? Dieses ›Plausibilitätsloch‹ wird dann überbrückt und gefüllt von einem Teilnehmer, der sich selbst als kompetent einzuschätzen scheint, um hier auszuweichen. Statt in dieser ambivalenten, uneindeutigen Situationen nah an der Sprache der Teilnehmerin zu bleiben, wird der Moment aufgelöst mit dem Vorschlag, die Karte mit »Toleranz der Umwelt« zu beschriften. Die Formulierung unterscheidet sich jedoch von der Ursprungsartikulation, in der es um die Schilderung einer Diskriminierungserfahrung ging. Die Schlagworte stehen noch in loser Verbindung zur ursprünglichen Aussage, jedoch ändern sich die Richtung und der Abstraktionsgrad erheblich. Sie ziehen das Thema Diskriminierung auf eine abstrakte, den Erfahrungen enthobene Perspektive. Dabei transformiert sich der Sinngehalt in etwas politisch Handhabbares, eine Forderung an Politik und Verwaltungshandeln oder auch an die Zivilgesellschaft: Wenn die Umwelt toleranter wäre, würden Diskriminierungspraxen wie die von der Frau geschilderten, weniger werden. Das heißt der Umwelt wird Intoleranz unterstellt und die Lösung in der Umkehrung des Problems gefunden.

Wesentlich in diesem Zusammenhang ist die Formulierung mittels Substantivierungen. Die Verschlagwortung unter Nutzung von Substantivierungen führt zu einer Verdinglichung durch Enteignung der erfahrungsgebundenen, prozessualen Perspektive des Subjekts. Das Wissen wird über die Verschlagwortung vom Standort des Subjekts verschoben zu einem anderen sozialen Standort (der Umwelt). Die Formulierung als politische Forderung macht sie schließlich zu einer allgemeinen Formulierung, unter die auch viele andere Maßnahmen subsumiert werden könnten, die politisch oder auch pädagogisch anzugehen sind. Hier wird die Bearbeitbarkeit durch politische oder pädagogische Institutionen also zuungunsten der Subjektperspektive bevorzugt. Gleichsam werden Relevanzsetzungen hervorgebracht: Indem die bearbeitbare Forderung aus dem Geschilderten herausgefiltert wird, wird das Erfahrungswissen der Frau implizit abgewertet. So erfahren wir vielleicht etwas über das Politikverständnis des Teilnehmers und können erkennen, dass er die Veranstaltung als politisches Forum rahmt, jedoch entfernt die Verschlagwortung den Inhalt der Moderationskarte von der Sprecherin. Es kommt zu einer extremen inhaltlichen Verschiebung, weil die geschilderte persönliche Erfahrung situativ ih-

res Alltagsbezugs sowie ihrer Emotionalität entledigt wird. Ihre Geschichte wird unsichtbar und kann höchstens durch den nachträglich beigefügten Satz auf der Moderationskarte (»Nicht nur Menschen im Rollstuhl haben eine Behinderung«) in Verbindung gebracht werden. Hier kommt es also zu einer Enteignung der Perspektive der Teilnehmerin. Diese Praxis ist potenziell ausschließend, wenn nur eine bestimmte Form der Ergebnisproduktion hervorgebracht wird bzw. an den Ergebnissen nicht auch unter einer Perspektive *from below* weitergearbeitet werden kann. Praktiken sozialer Ausschließung können also auch dialogisch orientierten Methoden inhärent sein.

8.3.2.2 Ausschließende Effekte der Systematisierung von Moderationskarten

Die Moderationskarte (»Toleranz der Umwelt«) wird an die Pinnwand unter die Oberkategorie »Soziale Sicherheit und Teilhabe« geheftet. Moderationskarten zu clustern und so in eine Sortierung zu bringen, ist eine der Kernaufgaben der Moderation. Auf dem Dialog-Forum sind die Oberkategorien vorgegeben. Sie heißen »Barrierefreiheit/Mobilität/Umwelt«, »Bildung, Arbeit und Beschäftigung«, »Soziale Sicherheit und Teilhabe«, »Freizeit/Sport/Kultur« sowie »Gesundheit und Pflege«. Es sind Themenkomplexe, die auch im offiziellen Inklusionskonzept der Stadt verankert sind. Das Inklusionskonzept kann hier als »aktiver Text« (Smith 1998) verstanden werden, der spezifische diskursive Praktiken situativ aktiviert und materialisiert. Die Systematik der Sortierung der Moderationskarten ist passungsfähig zu den institutionellen Arrangements (Müller 2015) der Verwaltung. So können eventuelle Aufgaben direkt an Instanzen und Ansprechpartner_innen adressiert werden.

Die Moderatorin macht nicht transparent, wozu die Systematisierung dient und es gibt auch keinen Widerstand aus den Reihen der Teilnehmenden gegen die Systematisierung an sich und auch nicht gegen die Zuordnung der Karte zur Oberkategorie »Soziale Sicherheit und Teilhabe«. Weder wird die Methodik hinterfragt noch die Zuordnung erklärt. Die junge Frau erkundigt sich nicht, ob die Erfahrung, die sie eingebracht hat, zum situativ Erwünschten passt. Für sie tut es das ganz selbstverständlich und sie nimmt sich diesen Raum, was sie vielleicht nicht getan hätte, hätte sie vorab bedenken müssen, ob ihre Schilderung einer Systematik zugeordnet werden kann. Dies trägt sich fort bis in die schriftliche Dokumentation, die im Nachgang der Veranstaltung erstellt wird. Während die Moderationskarten mit den Schlagworten – durch ihre Materialität der haptischen Verfügbarkeit (man kann sie von der Pinnwand nehmen und weiter mit ihnen arbeiten) sowie die Möglichkeit, Fotos von den Pinnwänden zu machen – mit Leichtigkeit auch nach der Veranstaltung noch Präsenz zeigen, wird die Geschichte der Frau bereits nach Auflösen des Sitzkreises aus dem Gedächtnis der Veranstaltung verschwunden sein. Damit wird der Diskurs der Teilnehmerin im Sinne ihrer standortgebundenen Perspektivität in der sozialen Arena des Forums blockiert, wohingegen es professionellen Akteur_in-

nen möglich wird, verbunden über die Materialität der Situation, aneinander »anzudocken« und – in welcher Form auch immer – weiter an den Themen zu arbeiten. So bringt die Materialität eher ein Referenzieren bereits bestehender institutioneller Routinen hervor, als dass die »Arbeit an der Partizipation« (Bareis 2012) der zur Teilnahme angerufenen Alltagsakteur_innen gewürdigt wird.

8.3.2.3 Moderation als machtvollles Scharnier

Die Moderatorin äußert nicht viel zur Frage, zu welchem Zweck die Moderationskarten systematisiert werden. Das Schweigen soll auch hier Ausgangspunkt analytischer Reflexion sein. Einerseits kann es zur Annahme verleiten, sie begegne den Teilnehmenden nicht auf Augenhöhe, weil sie nicht transparent macht, wozu das Sammeln auf Karten und deren Systematisierung dienlich sind. Vielleicht denkt sie sich, die Teilnehmenden werden fragen, wenn es Unklarheiten gibt, und dass einige auch ohne Worte schon verstehen werden, wozu dieses Vorgehen dient, vielleicht, weil sie geübt in solchen Situationen sind. Andererseits – und das ist die Erklärung, die im Folgenden näher erläutert werden soll – hat dieses Schweigen auch eine für die alltagsakteur_innenorientierte Perspektive produktive Funktion. Denn, wenn die Abwägungen, wohin die Karte kommt (Kommt sie wirklich zu »Soziale Sicherheit und Teilhabe«? Passt sie nicht viel besser zu »Barrierefreiheit/Mobilität/Umwelt«?), viel Raum einnehmen, geht einiges der knappen Zeit verloren, die dafür genutzt werden kann, noch mehr Erfahrungen und Probleme der Alltagsakteur_innen zu hören. Die Praktik des Schweigens über Sinn und Unsinn der Systematisierung kann als Ausdruck einer Abwägung der Moderatorin gefasst werden. Sie agiert damit ein Spannungsverhältnis aus zwischen einer alltagsakteur_innenorientierten Perspektive und der Arbeit an der Passung zu institutionellen Arrangements im Kontext einer zeitlich begrenzten Situation. Ihre intermediäre Rolle scheint zwischen diesen beiden Polen zu changieren. Sie muss die Ambivalenz zwischen der Öffnung des Raumes für die Alltagsakteur_innen einerseits und der Herstellung von Passungsverhältnissen zu den Institutionen, die mit den Ergebnissen weiterarbeiten, ausagieren. Beide Pole (Fachlichkeit alltagsakteur_innenorientierter Sozialer Arbeit – Fachlichkeit von Planung und Verwaltung) gehen von ganz unterschiedlichen Partizipationsverständnissen aus (Pigorsch 2022a). In ihrer Position zwischen Alltagsakteur_innen und Planung/Verwaltung versucht sie, beide Seiten zusammenzubringen, indem sie einerseits die Alltagsakteur_innen nicht durch zu viele konzeptionelle Überlegungen von Praktiken der Repräsentation und Ermächtigung abbringt. Andererseits liefert sie mit der vollen Pinnwand zum Veranstaltungsende ein Produkt ab, das den Anschein einer Bearbeitbarkeit durch Verwaltungshandeln vermittelt. Das heißt, prinzipiell ermöglicht diese Scharnierfunktion, die Veranstaltung von den verschiedenen Standorten aus zu erzählen und diesen unterschiedlichen Narrativen Geltung zu verleihen. Jedoch

wird durch das Ineinandergreifen der institutionellen Routinen und konzeptionellen Vorüberlegungen eine diskursive Praxis zugunsten der anderen blockiert.

Die Moderatorin scheint neutral zu vermitteln. Aus machtsensibler Perspektive jedoch führen die Relevanzen, die sie durch die aufgeführten sozialen und materiellen diskursiven Praktiken zugunsten institutioneller Bearbeitbarkeit setzt, zur Reproduktion einer strukturellen Asymmetrie. Dies wird zudem nicht thematisiert, was insgesamt zur Einschätzung führt, dass hier nicht von einer neutralen Moderation gesprochen werden kann. Die Rolle der Moderation bezüglich der Möglichkeiten, Alltagsakteur_innen zu Praktiken der Artikulationen und Repräsentation zu verhelfen, müsste daher in der Praxis verstärkt machtsensibel reflektiert werden.

8.3.3 Moderationsmethode und Situation zusammendenken

In den Ausführungen zur Materialität der Moderationsmethode wurde deutlich, dass Methode und Setting nicht unabhängig voneinander betrachtet werden können. Denn auch den Situationen veranstalteter Situation, in denen häufig der Eindruck erweckt wird, durch punktuelle Partizipationsmomente könne Teilhabe ermöglicht werden, sind die gesellschaftlichen Positionierungsprozesse und Asymmetrien inhärent. Oftmals geht es paradoxerweise um die Thematisierung gesellschaftlicher Asymmetrien, ohne zu reflektieren, dass sie selbst in die Situation eingelagert sind und etwa über materielle Praktiken reproduziert werden können. Das Verschlagworten und Systematisieren reproduziert nicht automatisch Asymmetrien, sondern es ist die spezifische Situiertheit der Praktiken, die ausschließende Effekte begünstigen kann.

8.4 Dokumentation gleich mitgedacht

Zu den Routinen der Praxis veranstalteter Partizipation gehört es, zu dokumentieren. Die Dokumentation ist das zentrale Medium, mit dem transportiert wird, was ›wirklich‹ geschehen ist. Sie ist fester Bestandteil des Forderungskataloges der Auftraggebenden und Qualitätsmerkmal transparenter partizipativer Praxis. Dabei haben die zunehmenden Professionalisierungstendenzen der Partizipationsakteur_innen die Entwicklung weg von der textuellen Dokumentation hin zur anschaulichen und möglichst lebendigen Dokumentation des Prozesses befördert. Die Rollentrennung zwischen Inhalt (z.B. Planung) und Prozess (Akteur_innen partizipativer Praxis) bewirkt, dass die Dokumentation als öffentlichkeitswirksames Produkt von vornherein mitgedacht wird und entsprechende Praktiken während der Veranstaltung hervorgebracht werden.

Dokumentationen beinhalten häufig eine Reihe von Fotos. Auf der Veranstaltung selbst kümmert sich jemand um deren Anfertigung. Im Nachgang werden die

Ergebnisse fotografisch festgehalten. Es geht um das Einfangen der inhaltlichen Auseinandersetzungen auf der Veranstaltung, gleichsam werden meist auch der Prozess und atmosphärische Momente dokumentiert. Im Ergebnis entsteht ein von den dokumentierenden Akteur_innen gesteuertes ›Bild‹ der Veranstaltung, das die Situation veranstalteter Partizipation in einer spezifischen Perspektivität zeigt. Mit dieser Praxis wird – auf einer abstrakten Betrachtungsebene – der situierte Diskurs zu Wesen und Form der Partizipation symbolisiert und transferfähig gemacht in einen über die Situation hinausgehenden Raum (z.B. der Kommunalpolitik). Dabei darf das Motiv der Legitimation partizipativer Praxis (sowohl hinsichtlich des *Was* als auch des *Wie*) nicht ausgeblendet werden. Angesichts der bereits herausgearbeiteten Momente machtförmiger Einhegung von Alltagsakteur_innen in Situationen veranstalteter Partizipation, wird fraglich, wie es auf Teilnehmer_innen wirkt, wenn schon, bevor es inhaltlich wird und klar ist, ob die Veranstaltung subjektiv positiv bewertet wird oder nicht, Fotos gemacht werden, die ›Partizipation in Aktion‹ bezeugen sollen? Widerständige Impulse gegenüber einer möglichen Instrumentalisierung habe ich selbst als Forscherin erfahren und sie können auch für kritisch-distanzierte Teilnehmende angenommen werden.

Es wurden bereits die potenziell ausschließenden Effekte der Verschlagwortung und Systematisierung auf den Moderationskarten herausgearbeitet. Indem die Dokumentation wiederum nichts über das den Moderationskarten zugrundeliegende Narrativ erzählt, fragmentiert sie ein weiteres Mal die Perspektivität der Alltagsakteur_innen. Sie wird zum Diskursmedium, das die Unsichtbarkeit der Positionen der Alltagsakteur_innen reproduziert. Das Potenzial einer mit den Alltagsakteur_innen sich solidarisch zeigenden professionellen Praxis wird so abermals verschenkt bzw. geschwächt.

